Karl Podstatzky - Lichtenstein

Mein Leben als Jäger in Heimat und Afrika

Karl Podstatzky-Lichtenstein

Mein Leben als Jäger

in Heimat und Afrika

*

Mit Zeichnungen von
Eduard Heintschel-Heinegg
und Originalaufnahmen

Verlag K. André, Prag-Leipzig
1929

78.775

28655

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Prague, Czechoslovakia
Druck von Heller & Stransky, Prag

Meinen Kindern gewidmet

Die lieben Leser bitte ich, nicht kritisch Sätze und Worte zu wägen. Tinte und Feder waren nie meine Stärke. Sie mögen in diesen Zeilen nur erkennen, was und wie ich als Weidmann empfunden habe und empfinde.

Wer Rekordziffern sucht, wird enttäuscht sein, auch glaube ich nicht, daß für einen erfahrenen Weidmann Neues aus diesem Büchlein zu lernen ist.

Und nun möchte ich eine große Dankesschuld abstatten. Ich besaß außer einer fast nicht erwähnenswerten Ausnahme niemals eine Eigenjagd. Alle meine Weidmannsfreuden, außer den afrikanischen, habe ich als Gast geschöpft. Edlen Jagdherren, lieben treuen Freunden, trefflichen Berufsjägern und in allererster Linie meinem Vaterhause danke ich Alles.

Ich rufe ihnen Allen, mögen sie noch unter uns weilen oder in Gott ruhen, ein warmempfundenes Weidmannsheil zu.

Meinem Freunde Eduard Heintschel-Heinegg, von dem der zeichnerische Schmuck dieses Buches stammt, innigsten Dank!

DIE AFFEN.

Affen habe ich keine geschossen, aber viele gesehen und da ich es zweimal versuchte einen zu erlegen, so will ich doch etwas davon erzählen. Wegen seiner Menschenähnlichkeit konnte ich mich nur einmal entschließen, auf einen Affen zu schießen. Ich sah bei allen Reisen, die ich nach Afrika unternahm, ungemein viele dieser hochentwickelten Tiere, bin aber so wenig Zoologe, daß ich nicht sagen kann, welchen Gattungen sie alle angehörten. Die größte Zahl dürften Meerkatzen gewesen sein, deren ich besonders viele in den Uferwäldern des weißen Nil im angloägyptischen Sudan antraf. Sie turnten dort wie die Eichkätzchen, jedoch fast immer in größeren Rudeln, in den Kronen der höchsten Bäume. Eine reizende Episode will ich erwähnen, die mir unvergeßlich ist. Es war gelegentlich meiner ersten Reise nach Afrika, die ich mit Graf und Gräfin Heinrich Clam-Martinic, meinem Schwager und meiner Schwester Nostitz und dem Grafen Karl Traun und zwar am weißen Nil im angloägyptischen Sudan unternahm. Unser Dampfer hatte am Ufer angelegt. Ich saß an Deck, da kam aus dem Wald über eine breite Sandbank ein großes Rudel Meerkatzen langsam gegen das Wasser gehumpelt. Allen voran ein auffallend starkes Exemplar. Zirka dreißig bis vierzig Schritte vor dem Wasser bleibt der Affe sitzen und stützt sich auf einen mitgenommenen Stock, worauf die ganze Herde

zum Wasser eilt, um in einer langen Reihe aufgelöst zu trinken. Der stockbewehrte Häuptling blickt würdevoll nach rechts und links, bis das ganze Rudel erfrischt in rascher Fahrt wieder den Wald zu erreichen sucht und folgt diesem als Letzter. Der würdevolle Alte mit seinem Stock sah von Weitem wie ein Mensch aus und auch sein Gebaren war so menschenähnlich und gemessen, daß mich der Anblick fesselte, ohne daß ich nur im Geringsten an Jagd dachte. Ich möchte meiner Meinung dahin Ausdruck geben, daß die menschenähnlichen Affen für einen Weidmann kein Jagdtier sein können. Anders vielleicht die ganz großen Gattungen wie z. B. der Gorilla, auf den die Jagd auch gefährlich sein soll und die nicht menschenähnlichen Affen. Von Letzteren möchte ich unter dem Sammelnamen Hundsaffen sprechen, denn so wurden sie von mir bekannten, in jenen Gegenden lebenden Europäern, apostrophiert. In großen oder kleineren Rudeln von 10 bis 60 Stücken sah ich für mein Laienauge stets dieselbe Gattung in der mittleren Größe eines Schäferhundes. Diese Affen sind sehr scheu und es reizte mich einmal, einen der Trophäe halber zu erlegen. Sowohl das Fell als auch das sehr starke, ja mächtige Gebiß waren der Anreiz. Nach viel Mühe gelang es mir, auf ein sehr starkes Exemplar eines Rudels auf zirka 300 Meter einen Schuß anzubringen. Der Erfolg war abscheulich und hat mich für immer kuriert. Ich mußte das Tier nur ganz leicht gestreift haben. Es zog ruhig dem Rudel nach, blieb wie früher ab und zu sitzen, die getroffene Stelle ansehend, mit der Hand abfühlend, dann die Hand betrachtend und dann wieder mich. Ich war ganz beschämt und habe nie mehr auf einen Affen geschossen. Diese Gattung sah ich am weißen Nil, am blauen Nil und am Bahr el Ghazal des angloägyptischen Sudans, sowie in Britisch-Ostafrika in den von mir bereisten Gebieten. Noch einmal hätte ich gerne geschossen. Ich hatte mich im Keniagebiete zu lange aufgehalten und eilte in raschen Märschen über das Likipiaplateau zur Ugandabahn. Im dichtem Urwald dem

Segelboot am Nil.

Hohes Gras.

Die marschierende Karawane.
Im Vordergrunde die Nester des Webervogels.

Postdampfer am Nil.

schmalen Steig, der sich Karawanenstraße nennt, hoch zu Esel folgend, komme ich an eine Waldwiese und sehe plötzlich zwei enorme Hundsaffen vor mir. Meinem Auge schienen sie die Größe eines Bernhardiners zu haben. Die lange Karawane folgte mir singend und ich konnte keinen sicheren Schuß mehr anbringen. Ich blieb, die Karawane weiter marschieren lassend, bis zum späten Abend sitzen, aber ich blieb für mein Leben „affenrein".

Nachdem mich schon die erste Tiergattung, von der ich erzählen wollte, nach Afrika führt, will ich gleich hier, um mich später nicht wiederholen zu müssen, den Leser über meine Reisen in diesem Weltteil orientieren. Ich will es ganz kurz machen, um ihn möglichst wenig anzuöden, denn ich weiß, wie langweilig es ist, wenn Menschen, die „einmal" nach Afrika gefahren sind, sich in Gegenden, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, herumtrieben, die für den Afrikaner so bekannt sind wie das Gänsehäufel dem Wiener, langatmig der Öffentlichkeit ihre Leistungen auftischen und ihre sogenannten großen Erlebnisse mitteilen zu müssen glauben. Ganz arg aber wird die Geschichte dann, wenn der arme kleine Reisende „Neues" absolut entdeckt haben will oder zwischen den Zeilen dem staunenden Leser zu verstehen gibt, wie geschickt, kaltblütig und orientiert er ist und wie fabelhaft er alles gemacht hat. Das lesende Publikum ist heute für solche Geschichten doch viel zu gebildet und ich kenne persönlich Menschen, die nie in Afrika waren, die durch Lektüre so orientiert sind, daß sie gar manchem Schreiber seiner ersten kleinen Jagdtur (nicht Expedition) himmelhoch überlegen sind. Die Zeiten, wo eine solche Reise nur als große Expedition zu machen und ein bedeutendes Risiko war, das nicht jedermanns Sache ist, sind längst vorbei und wir alle jungen Afrikaner ziehen den Hut vor den Pionieren im schwarzen, jetzt schon ziemlich hellen Erdteil, und bezeugen ihnen unsere Achtung durch eine möglichst bescheidene Ausdrucksweise.

Ich habe also fünf Jagdreisen nach Afrika unternommen, welche ich in meinen folgenden Schilderungen nur mehr als Reise I-V bezeichnen werde.

Reise I unternahm ich im Jahre 1903 mit Graf und Gräfin Heinrich Clam-Martinic, meinem Schwager und meiner Schwester Nostitz und Graf Karl Traun mit einem gemieteten Dampfer von Khartoum im anglo-ägyptischen Sudan, den weißen Nil aufwärts bis zur Mündung des Bahr el Zeraf.

Reise II im Jahre 1906 mit meinem Vetter Ernst Graf Hoyos, einem der weitest gereisten und erfahrensten Waidmänner Österreichs, und dessen Bruder Karl Hoyos, von Nayroby in Englisch Ostafrika in der Richtung auf den Berg Kenia bis zum Guaso Nyiro, und über das Likipiaplateau nach Naywasha an der Ugandabahn zurück.

Reise III mit Graf Hans Pálffy im Jahre 1908 in ungefähr der gleichen Richtung wie II, hierauf an der Ugandabahn zwischen Nayroby und Mombasa und zum Schlusse eine ganz kurze Zeit an der Küste südlich Mombasa.

Reise IV im Jahre 1912 mit Graf Rudolf Hoyos von Khartoum bezw. Sennar den Dinderfluß entlang bis zur abessynischen Grenze, von dort zum blauen Nil und an demselben zurück.

Reise V im Jahre 1914 von „Shambeh" am weißen Nil in westlicher Richtung eine Tur in die Provinz „Bahr el Ghazal" mit Herrn Oswald von Riedl-Riedenstein.

DER AFRIKANISCHE BÜFFEL.

Der Büffel ist sicherlich einer der nobelsten Vertreter des afrikanischen Großwildes. Die Jagd auf ihn ist nicht ungefährlich, denn ein angreifender Büffelstier ist ein äußerst

Starker Büffel aus dem Sudan.

rascher und flinker Gegner; deshalb ist die Jagd auf ihn auch großer Sport. Soviel ich aus Büchern weiß, gibt es in Afrika einige Spezies des in der Naturgeschichte lediglich als Kaffernbüffel erwähnten Tieres. Ich traf nur zwei Gattungen in den von mir bereisten Gebieten und erlegte Stiere beider Spezies. Der im Horn gewaltigste ist der „Bos Kaffer Typikus", ich hörte ihn auch „Masaibüffel" nennen. Diesen traf ich am Tanariver gelegentlich meiner Reise III.

Mein Freund und Reisebegleiter Graf Hans Pálffy hatte damals ein äußerst unangenehmes Abenteuer. Er hatte mit der großen Büchse einen starken alleinstehenden Stier beschossen. Dieser nahm ihn sofort mit großer Schnelligkeit an. Mein Freund rettete sein Leben nur dadurch, daß er ein kleines buschartiges Bäumchen erfaßte. Der Stier stürmte mit tiefem Haupt in diesen Busch und trieb dann meinen Freund um diesen herum. Mittlerweile schoß der Gewehrträger, was für

meinen Freund viel gefährlicher war als für den Büffel. Endlich ließ das erboste Tier von meinem Freunde ab und wandte sich gegen die begleitenden Leute. In dem Momente ergriff Pálffy wieder die Büchse und schoß den Büffel nieder. Mein Freund ist ein sehr beherzter Mann, was ich zu beweisen im Stande bin, doch ich erschrak als ich spät heimkehrend ihn ganz aschfahl im Zelte sitzend antraf. Als wir unser Abendessen einnahmen, meldete man uns, daß ein Büffel zwischen dem Lager und Fluß stünde. Ich ergriff die Büchse und Pálffy ging mit mir. Es stellte sich heraus, daß der vermeintliche Büffel ein Wasserbock war. Als wir wieder gemütlich im Zelte saßen, gestand mir mein Freund, daß ihm der Entschluß, wieder, und noch dazu in der Nacht, zu einem Büffel zu gehen, sehr schwer gefallen war, so stark waren seine Nerven durch sein Erlebnis noch angegriffen. Ich danke Dir alter Freund, daß Du damals mitgegangen bist, es war stark und schön von Dir!

In den folgenden unvergeßlichen Jagdtagen am Tana wollte es mir lange nicht glücken, einen starken Büffelstier zu sichten. Ich sah flüchtige Büffel, einmal eine Herde von sicher weit über 300 Stücken. Endlich sollte auch für mich dieser Moment kommen. Ich kreuzte die Fährten von drei Büffelstieren und folgte ihnen dann. Wenn man der Büffelfährte folgt, richtet sich die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Losung dieser Tiere. Die Verdauung scheint eine großartige zu sein entsprechend der häufigen Abgabe derselben. Bei der großen Hitze und Dürre überzieht sich diese sehr bald mit einer trockenen Kruste. Endlich zeigte sich die Losung vollkommen frisch und ich wußte, daß die Büffel in nächster Nähe stehen müssen. Ich überquerte ein tief eingeschnittenes Bachbett und als ich das jenseitige Ufer erklomm, erblickte ich drei gewaltige Stiere auf kaum 40 Schritte Distanz. Die schwere Büchse schußbereit, suchte ich mit dem Glase das beste Horn und schoß dem etwas schräge stehenden Auserwählten auf die Rippen gegen das Leben. Alle drei Büffel flüchteten

Den Feind witternder Büffel aus dem Masailande.

gegen das verwachsene Bachbett, vor welchem der Beschossene einen Augenblick verhält. In diesem Moment erhält er die zweite Kugel auf das Blatt aus dem rasch wieder geladenen Corditerifle. Ich eile nun nach, da ich am Brechen der Äste die Richtung der Flucht konstatieren kann. Nur wenige Schritte war ich gelaufen und sehe die unbeschossenen Büffel langsam wegtrollen. Im dichten Busch steht die schwarze Masse meines Büffels, auf welche ich noch zwei Schüsse abgebe. Nichts ist nun zu sehen, doch plötzlich beginnt jenes unbeschreibliche lange brüllende Röcheln mit dem fast jeder Büffel sein riesenhaftes Leben aushaucht. — Im Sudan schoß ich drei Büffel, davon einen am Dinderfluß, einem Nebenflusse des blauen Nil, einen am blauen Nil selbst und einen in der Provinz „Bahr el Ghazal". Sie gehörten alle drei einer im Horn bedeutend schwächeren Gattung an, die wohl dort häu-

figer ist. Auch der „Tipikus" soll im Sudan an bestimmten Stellen vorkommen, es erlegte ein reichsdeutscher Herr Niedick, wenn ich nicht irre am weißen Nil, sogar einen Rekkordbüffel.

Einem angeschweißten Büffel in unsichtigem Terrain zu folgen ist eine äußerst heikle Sache und ich konnte die Gewohnheit angeschossener Büffel beobachten, einen Kreis zu beschreiben und sich dann zu seiner eigenen Fährte zu legen. Ich sah einen mächtigen Büffel langsam über den Dinderfluß wechseln und folgte ihm in zerbrochenem Röhricht. Endlich schoß ich auf kurze Distanz auf den kaum sichtbaren Büffel, welcher an mir vorbeiflüchtend, noch eine zweite Kugel erhielt. Sofort lief ich dem fortbrechenden Stier so schnell ich konnte und so lange ich ihn hörte, mit leerer Büchse nach und das war gut so. Er beschrieb einen Bogen und blieb schließlich, wie schon oben erwähnt, unweit seiner eigenen Fährte stehen. Ich stand nun regungslos und konnte nur an der Bewegung eines Rohres die Stelle genau feststellen. Die Distanz betrug kaum mehr als 30 Schritte. Ich wartete ruhig, doch endlich währte es mir zu lange und ich trat auf dürre Rohrstengel, worauf der Büffel sich krachend erhob. Nun sah ich durch das dichte Gewirr des Rohres die Umrisse der schwarzen Masse und schoß zweimal, worauf das Ziel wieder verschwand. Meine Leute wollten hineilen, doch ich verwehrte es ihnen und wartete auf den typischen Todesbrüllen. Eines ist fast sicher und jeder, der zum erstenmal auf afrikanische Büffel jagt, merke es sich: Ein Büffel, der nicht im Schuße stürzt sondern verschwindet, ist meistens erst verendet, bis dieses prachtvolle Brüllen an das Ohr des beneidenswerten Schützen dringt. In den Jahren 1906 und 1908, in denen ich in Ostafrika jagte, war laut Lizenz jedem Sportsmann die Erlegung nur eines Büffels gestattet. Sie wurden damals eben so, wie die Elenantilope sehr geschont, da sie in früheren Jahren durch die Rinderpest stark dezimiert worden waren. Diese

Einschränkung des Jägers war sicher gut, doch glaube ich, daß das Erlegen starker Büffelstiere dem Stande niemals einen Schaden zufügen kann. Ich sah damals verschiedene große Herden, einmal eine solche von sicher über 300 Stücken. Läßt man diese großen Herden, die größtenteils nur aus Kühen, Kälbern und schwächeren Bullen bestehen, in Ruhe, was auch aus egoistischen Gründen viel klüger ist, so müssen sich gerade Büffel, wenn keine Seuche ausbricht, sehr rasch vermehren. Büffel werden sich trotz des Fortschreitens der Kolonisation sicher sehr lange erhalten und werden das Ende ihres Bestehens nicht durch Abschuß, sondern durch Degeneration finden, so wie der europäische Wisent und wohl bald auch der Bison Amerikas.

Hat jemand Gesundheit, Zeit und was wohl heute am seltensten ist, auch Geld, so möge er es nicht versäumen, einen gewaltigen „Masaibüffel" zu erlegen. Die Ansichten sind wohl auch hierin verschieden, doch ich klassiere vor ihm nur den Löwen und vielleicht den Elefanten.

MUFFLON.

Ich habe in meinem Leben einen einzigen Mufflon, einen recht starken Widder bei meinem Freunde Hans Pálffy in dessen Tiergarten bei Březnic in Böhmen geschossen. Der Anblick, den ein starker Widder hauptsächlich im Winterkleide bietet, ist sehr schön und ich begreife vollkommen, daß Muffelwild in Tiergärten gehalten wird. Allerdings scheint dieses Wild viel mehr Bedingungen an den Standort zu stellen, als die meisten Gattungen erprobten Tiergartenwildes. Sie scheinen zu Krankheiten, Seuchen und zu Degeneration recht stark zu inklinieren. Auch mein Mufflon war nur deshalb abschußreif, weil ihm der weiße Sattel fehlte, sicher ein Zeichen von Degeneration. Derzeit hat mein Freund das Muffelwild beseitigt und beginnt dem hochseligen „Noe" Konkurrenz zu machen. Die Treibjagden dort sind höchst amüsant und man ist gezwungen, auf seinen Ständen stets zu memorieren, welche Tiergattung, welches Geschlecht und welche Altersstufe frei gegeben ist. Übrigens ein gutes Mittel auch hohe Jagd in kleinerem Gehege interessant zu gestalten. Ich möchte meinem Freunde an dieser Stelle raten, über Renntiere ernst nachzudenken.

DIE GEMSE.

Sie gehört sicher zu unseren besungensten Wildgattungen. Ich werde, kaum angefangen, wieder aufhören zu singen, da ich von ihr so gut wie nichts verstehe.

Gamswechsel.

Man höre und staune, ich habe niemals einen Bartgams geschossen, ja ich habe es auch nie versucht; warum? Weil mich niemand eingeladen hat, was sicher ein großer Fehler war. Also, auf meinen Hut wachelt kein Wachler, was aber nicht viel bedeutet, da ich prinzipiell alles verliere, was ich als Verzierung an meinen Hut stecke. Nachdem sich nun der Leser einigermaßen von seinem Befremden erholt hat, sei ihm mitgeteilt, daß ich sehr hübsche Treibjagden als Gast beim Fürsten F. J. Auersperg im Zillertal mitmachen durfte. Es waren herrliche Tage in einem prachtvollen Gebirge voller Gams. Der gute alte Koch kochte ein famoses Essen, hatte es aber nicht gerne, wenn man ober der Küche wohnend unvorsichtig badete, denn da floß vielleicht ein Tröpfchen Badewasser in seine köstlichen Suppen. In Gedanken im Zillertal zu weilen, ohne an einen Freund zu denken, den ich allzufrüh verlor, kann ich nicht; so lege ich meinem Freunde Vinzenz Auersperg hier im Geiste einen Bruch auf's stille Grab. Und was macht denn Doktor Raimund Rainer? Viel habe ich auch mit ihm gelacht und gar manchen Drink in heißer Sonne am Nil mit ihm getrunken. Sollte er diese Zeilen lesen, so sei ihm ein Weidmannsheil zugerufen. Ihm, der mich ins Zillertal lud, danke ich vom ganzen Herzen für alles, was ich durch ihn genoß und die Erinnerung, die mir kein Unglück rauben kann. Meinen stärksten Gams schoß ich während der Hirschbrunft in Gutenstein bei meinem Vetter Ernst Hoyos am 28. September 1911. Alle Gamskenner finden die Krucken kapital stark, wenn auch nicht sehr hoch. Für die dortige Gegend soll er kapital sein. In Afrika lernte ich Herrn Max Prager aus München kennen, nicht nur als Mensch, sondern als weidgerechten Jäger. Wir schrieben uns auch vor dem Weltkriege ab und zu und einmal lud er mich auf sieben Gamsböcke zu sich nach Tirol. Ich fuhr über München, wo damals gerade irgend eine Ausstellung war. Wir verbrachten fast die ganze Nacht in der Ausstellung und ich habe nie in meinem Leben, weder

vor- noch nachher, wieder so vieles und so gutes Bier getrunken. Gemeinsam fuhren wir tags darauf ins Gebirge und ich schoß dort auf der Birsche in einem prachtvollen Gebirge (Enneberg) meine 7 braven Böcke. Ich höre nichts mehr vom Freund Prager, doch ich hoffe, er ist wohlauf und jagert noch. Sollte er am Ende diese Zeilen lesen, so möge er sich meiner erinnern und einmal nach Kosmanos in die Č. S. Rep. schreiben. Über die Jagd auf Gemsen und deren Hege schreibe ich kein Wort, denn ich bin ein Bewohner der Ebene und des Hügellandes und leide unter Schwindel. Ich habe auf der Gamsjagd immer ein Gefühl der Beklommenheit, weil ich es schwer empfinde, daß alle um mich herum es besser können und verstehen und ich traue mir nicht einmal zu, einen abschußreifen Bock allein zu bestimmen. Dieses Abhängigkeitsgefühl verdirbt mir die Freude bis zu einem gewissen Grade und ich würde sehr ungerne die Leitung einer Hochgebirgsjagd übernehmen, da ich das sichere Gefühl habe, daß mir mein schlechtester Jäger weit überlegen ist. Auf der Jagd mache ich gerne was ich will und hoch oben im Gamsgebirge wandle ich am Gängelbande.

DER BUSCHBOCK.

Mit dieser reizenden kleinen Antilope hatte ich Pech. Fast in allen von mir bereisten Gegenden Afrikas kommt der Buschbock vor, jedoch nie in größeren Mengen und ich konnte nie mit einem Bock dieser Gattung zusammen kommen. Als ich zu Ende meiner letzten Reise schwer krank in Gaba Shambeh am Ufer des Nil lag, sah ich einen Buschbock aus einer kleinen Remise in das hohe Gras einer Wiesenfläche ziehen. Ich benützte einen Tag, an dem mir wohler war, ritt die paar Schritte zu jener Remise und setzte mich dort auf einen mitgenommenen Stuhl. Ich saß nicht übermäßig lange, da erschien der Buschbock vor mir im hohen Grase. Ich schoß und der

Mein letztes Coup-double in Afrika.

Bock war verschwunden, doch kaum hatte ich wieder geladen, stand er fast auf derselben Stelle. Ich schoß wieder und als sich nichts mehr zeigte, ging ich langsam hin und finde zu meinem großen Erstaunen fast nebeneinander Busch- und Riedbock gestreckt. Wenn ich das Schießen vom Postdampfer auf Krokodile nicht rechne, waren diese zwei Schüsse die letzten, die ich in Afrika abgegeben habe. Ich hatte damals als Schwerkranker eine große Freude, eine neue Spezies für meine Sammlung erbeutet zu haben und ich werde dieses hübsche Coup-double nie vergessen.

GROSSER KUDU.

Meine Reise IV unternahm ich an den Blauen Nil, resp. an dessen Nebenfluß Dinder, weil ich dort die Möglichkeit hatte, den großen Kudu nebst anderen mir noch

unbekannten Antilopengattungen zu erlegen. Ein Nebenfluß des Dinder wieder ist der Galegu und erst von diesem an findet man viel Wild und, wenn auch selten, den großen Kudu. Sehr starke Kudus kommen, glaube ich, dort nicht vor, wenigstens sahen Hoyos und ich nur wenige und keinen besseren als die zwei von uns erbeuteten. Wenn ich an die vielen kapitalen Gehörne denke, die ich an der Wand Anderer sah, so muß ich über meinen recht kleinen „großen Kudu" fast lachen und doch ist mir die Erinnerung an den Moment heilig, als ich das erstemal diese große so prachtvoll gebaute und gezeichnete Antilope sah, als ich das prachtvoll gewundene Gehörn erblickte. Mein Bock stand mit fünf Stücken Kahlwild auf einer Blöße im Akazienwalde und dort schoß ich auch auf ihn. Es ist darüber nichts zu erzählen und auch nichts zu schreiben, denn meine Freude zu beschreiben und alles was ich vom Momente des Erblickens gefühlt habe, geht über meine schriftstellerische Begabung. Es war nur die Erlegung eines Kudu erlaubt, was in Anbetracht seines seltenen Vorkommens auch sicher gerechtfertigt erscheinen würde, wenn in jenen Gebieten, besonders je näher man der abessynischen Grenze kommt, nicht allzuselten gestohlen und geraubt würde. Ich selbst begegnete abessynischen Viehräubern oder Schmugglern und wurde durch meine Leute von lagernden Wildschützen, oder was es war, fortgezogen. Beidemale hielten meine Leute darauf, die Gewehre in Bereitschaft zu halten und beidemale war der Feind auch mit Gewehren bewaffnet. Immerhin ist es auch möglich, daß meine Begegnungen nur ein sporadischer Fall waren. Als ich später nach Rosaires am blauen Nil kam, erzählten uns die dort stationierten englischen Herren, daß gar nicht weit flußaufwärts sehr gute Kudus ständen.

Ich kann es nicht begreifen, daß nur so wenig Herren diese ganz besonders schöne Jagdgegend aufsuchen. Immer und immer wieder lassen sich alle nach Ostafrika locken. Die Meisten haben nur einen Teil der Wintermonate Zeit

Der Hauptzweck meiner Reise war erfüllt.

und werden dort in Ostafrika stets in dieselben Gegenden geschickt. Es ist immer wieder der nördliche Guaso Nyiro, die bekannten Plains, das Uaschen-Gischu-Plateau. Ueberall zieht man meist mit Eseln herum, wenn nicht gar schon eine Straße den Ochsenkarren oder das Automobil ermöglicht. Eine Reise am Dinder und Rahat kann von keiner ostafrikanischen übertroffen werden. Sehr viele schöne Wildgattungen, viel Löwen und Leoparden, wenn auch wenig Elefanten, bevölkern dort ein prachtvolles Birschgebiet, in dem man nicht stets flüchtiges Wild sieht, und wo man auch auf gut europäische Distanzen das Wild beobachten und erlegen kann. Außerdem ist das Klima in den Wintermonaten gesund, man braucht dort wirklich nur in den seltensten Fällen ein Zelt aufzuschlagen. Die dort übliche Kameelkarawane ermöglicht das Mitnehmen eines viel größeren Komforts und man hat keine ewige Sorge betreffs der Ernährung einer Menge von Trägern. Haben sich die Verhältnisse nicht geändert, so

kann ich nur Jedem, der in Afrika jagen will, dieses Gebiet wärmstens anraten; ich empfehle Jedem, sich an Herrn Machulka nach Prag I., Soukenická 36, zu wenden. Um die Reise billiger zu gestalten, würde ich nicht durch ganz Ägypten nach Khartoum reisen, sondern über Port Sudan per mare Khartoum erreichen. Es ließe sich bei dieser Route noch von Port Sudan aus eine kleine Expedition auf Steinböcke u. a. leicht einrichten.

DIE ELENANTILOPE.

Sie ist die größte Antilope Afrikas. Dem Laien erscheint sie fast wie ein Mittelding zwischen Rind und Antilope. Ein starker Bulle erreicht das Gewicht von 1000 kg. Der Anblick eines Rudels dieser enormen Tiere ist faszinierend, wenn auch der Körperbau anderer Antilopen ebenmäßiger erscheint. Das Haupt ist fast zu klein, durch einen zu kurzen Hals mit dem Körper verbunden und das wuchtige gerade in sich gedrehte Gehörn scheint fast zu kurz. In den Jahren, in denen ich in Ostafrika jagte, war per Schütze und Jahr nur eine Bulle zu schießen erlaubt. Ich schoß gelegentlich der Reisen II und III je einen Bullen. Es ist nicht immer leicht, an diese Antilope heranzukommen. Meist stehen sie in

Mein erster Elenbulle.

großen Rudeln mit nur einem starken Bullen, die durch ihre helle silbergraue Decke auffallen. Im Jahre 1906 schoß ich meinen ersten Bullen am Marsche von Nyeri nach Rumruti und zwar durch ein glückliches Unternehmen. Ich sichtete die Elen auf einer deckungslosen Steppe, wo sie meist niedergetan waren. Ein Ankommen war ausgeschlossen und ich blieb bei einem Baum sitzen und ließ meine Leute hinter einer Bodenwelle die Tiere umgehen, um sie mir zuzutreiben. Ich hoffte, wenn die Tiere in Bewegung kommen, ihnen irgendwie den Wechsel abzulaufen. Wenn es aber gelingen soll, so kommt es meist gründlich. Das große Rudel kam direkt zu mir und ich erlegte den einzigen kapitalen Bullen auf kaum 30 Schritte Distanz. Ich wollte die Leber braten, da es Mittag war und wir sammelten das sehr spärlich vertretene dünne Astholz. Endlich war ein großer Haufe beisammen und als das Feuer zu prasseln begann, kamen aus meinem Feuer zwei ca. 30 cm lange ganz dünne Schlangen heraus-

gekrochen, die von meinen Leuten erschreckt als sehr giftig bezeichnet wurden. Einer von uns mußte diese lieben Tiere beim Holzsammeln in den Armen getragen haben.

Meinen zweiten Elenbullen schoß ich während der Reise III am Saltriver, einen Tagmarsch von der Eisenbahnstation Simba. Das Gehörn dieses Bullen ist nicht so stark, wie das meines ersten, jedoch ziemlich länger. Ich hatte den Bullen bereits zweimal beschossen, doch er verließ sein Rudel nicht. Ich mußte stundenlang nachgehen; endlich zeigt mir mein Somali den kranken Bullen. Ich schieße und das Stück bricht in dichtem Akazienwald fort. Als wir der Schweißfährte folgen, liegt plötzlich mein erstbeschossener Bulle schon ganz steif und aufgebläht vor mir. Ich sandte nun schnell meine Leute dem letztbeschossenen Stücke nach, das sie auch bald fanden und mir glücklich mitteilten, daß es eine Kuh sei, daß sie noch lebte, sodaß die Leute den rituellen Halsschnitt machen konnten. Die Träger bepackten sich mit ungeheuren Mengen Wildpret, nur der Bulle blieb unberührt bis auf das Haupt, das ich abschlagen ließ. In den Kriegszeiten mußte ich oft an die Unmenge Fleisch denken, das ich so oft bei den Reisen liegen lassen mußte. Gerade das Fleisch der Elenantilope ist vorzüglich und mundet wie sehr feines Rindfleisch. Das Gehörn der Kuh ließ ich liegen und beichtete der englischen Behörde auch mein Mißgeschick nicht. Ich bin übrigens überzeugt, daß von anderen vielleicht hitzigeren Jägern als ich, gar manche Elenkuh statt eines Bullen erlegt wurde. Eingestanden wurde sie aber sicher von keinem. Mein Jagdgefährte Pálffy schoß denselben Tag eine Giraffe und das ganze Lager schwelgte in Fleisch.

DER RIEDBOCK.

Wenn ich auf Riedböcke jagte, hatte ich immer das Gefühl der Rehbirsche. Wenn auch die meisten Gattungen resp. Arten dieses Wildes etwas größer sind, wie unser

Meine Leute mit erlegtem Riedbock.

heimatliches Reh, so erinnert doch die Farbe und die Art der Bewegung ungemein an Rehwild. Steht Riedwild in felsigem Terrain, so erinnert es wieder an unsere Gemse, denn sie pfeifen als Warnung ebenso wie diese. Das Horn ist wie bei der Gemse, jedoch nach vorne gebogen. Riedwild traf ich überall, wo ich in Afrika jagte und oft auch recht zahlreich. Ich konnte nie Sicherheit darüber erhalten und ich bilde mir daher ein, drei Arten Riedböcke geschossen zu haben. Den „gewöhnlichen Riedbock", den „Chanlers Riedbock" und den „Bergriedbock".

Den gewöhnlichen Riedbock schoß ich in Ostafrika, im Sudan am weißen Nil, am Dinder, im Gebiete des blauen Nil, sowie in der Provinz Bahr el Ghazal. Gelegentlich meiner Reise IV ging ich nach kurzem Marsche, als das Lager aufgeschlagen war und nachdem wir Tee getrunken hatten, für eine kurze Abendbirsche los, kam zu einer großen Wiese und auf dieser stand zwischen mehreren Stücken Riedwild ein so starkes Stück mit so

langem Horn, daß ich glaubte, eine andere Gattung Wild vor mir zu haben. Ich erlegte den Bock auf sehr weite Distanz. Es war ein Riedbock, aber was für einer, und mit allen, die ich erlegte und lebend sah, überhaupt nicht zu vergleichen. Das Horn wurde auch in allen Stationen. die wir am Heimwege passierten, ganz besonders bewundert. Chanlers-Riedbock schoß ich am Likipiaplateau und ich erinnere mich mit Wehmut eines wunderschönen Lagerplatzes am Wege von Rumruti nach Nakuro. Er war sowohl 1906 wie 1908 der letzte Lagerplatz vor Erreichen der Ugandabahn. 1906 war dieser schöne Platz, in einem weiten Tal zwischen Urwald und einer felsigen mit Strauchwerk bewachsenen Hügelkette gelegen, ein jagdliches Paradies. Wir eilten damals zur Bahn und dennoch konnten Ernst Hoyos, Karl Hoyos und ich den Wildreichtum konstatieren. Noch am Tage unserer Ankunft im Lager gab es Elefantenalarm. Ernst Hoyos gewann das Los und begann mit seinem Bruder die Jagd. Ich saß auf einem Hügel und beobachtete. Ernst Hoyos erlegte einen wenn auch nicht starken Elefanten. Wir sahen Wasserböcke in großen Mengen, Strauße, ich spürte Büffel und besonders die erwähnten Hügel waren voll Riedwild. Als ich im Jahre 1908 mit Pálffy reiste, sagte ich ihm, dort ist unser letztes wunderschönes Jagdlager, wo wir viele Tage interessant jagen können und wo es eine Freude ist auch kleine Birschen auf das sehr häufige Riedwild zu machen. Mir war fast zum Heulen, als wir dort ankommen und eine Farm vorfinden. Wir gingen zum Farmer und er gab uns Tee. Er kam mir nicht nett vor, aber ich glaube fast, daß ich weniger nett war als er, der doch mehr Anrecht auf den Platz hatte als ich. Er erzählte mir von einem starken Elefanten, der ganz in der Nähe bei einem Rudel stünde. Ich war so töricht es zu glauben und absolvierte eine entsetzliche Urwaldbirsche sicher nur hinter Elefantenkühen. Leser, erspare mir zu erklären, wie das ist, Elefanten im Urwald auf der Fährte zu folgen. Man macht sich keinen Begriff von dem Gewirr

von meist schlingenden und leider auch oft stechenden Pflanzen. Einmal lagen ich und mein Somali und mein Gewehrträger alle drei in Schlingpflanzen derart verwickelt, daß wir uns buchstäblich herausschneiden mußten. Der Mensch muß halt manchmal Dummheiten machen und so auch ich damals, denn es ist doch nicht einzusehen, warum der edle Farmer mir gerade das Elfenbein überlassen soll, an dem er doch mehr verdient, als das ganze Jahr durch Anbau von Mais. Im Übrigen war wenig Wild zu sehen. Wir sahen Rudel bis zu 20 Stücken Riedgeisen, ich sah nicht einen Bock und Pálffy einen einzigen sehr schwachen, den er auch erlegte. Der Farmer scheint noch recht zahm geschossen zu haben und er hat nur die Böcke gründlich dezimiert. Wie mag es heute dort aussehen? Ein mir bekannter Herr reist jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, seinen Sohn besuchend, zum Berge Kenia, wo letzterer in einer Farm studiert. Man sagte mir, daß man zu dieser Reise heute keine Ausrüstung braucht und diesen weiten Weg wahrscheinlich von Farm zu Farm über Rumruti mit dem Auto zurücklegt. Sicher kann man auch heute noch all das, was ich sah, an diesem Wege finden, doch wie anders, ohne den Reiz der weiten unermeßlichen Wildnis.

Die dritte Art Riedböcke, die ich schoß, benenne ich Bergriedbock. Nicht ich habe den Namen erfunden, sondern angeblich Eingeweihte benannten ihn so. Ich schoß ihn bei Pundamilia unweit des Tanariver und am Wege von diesem nach Fort Hall. Dieser Riedbock ist auffallend kleiner und die stärksten Böcke tragen nur wenig über fingerlange nach vorne gebogene Hörner. Bei Pundamilia war damals schon eine Farm, die sehr hübsch angelegt war. Wir verbrachten bei den schwer arbeitenden Herren einen gemütlichen halben Tag, nach einem Hartebeeststeak, das ich so herrlich zubereitet nie mehr aß. Ich hoffe, die zwei so sympathischen Herrn haben Lohn für ihre Arbeit gefunden und sind wohlhabend geworden. Auch sie haben sicher das mir ans Herz gewachsene

Wild verjagt, aber das kann kein Grund sein, nicht den Hut zu ziehen vor Menschen, die es unternehmen, als Erste mitten in weiter Wildnis sich eine so ernste Existenz zu schaffen. Ich habe ja überhaupt kein Recht zu klagen, denn um wie viel ärger müssen diese Nachrichten von Kolonisation jene treffen, die in jenen Gebieten reisten als es noch keine Bahn gab und für jene, die noch die menschenfressenden Löwen vom Tsavofluß schossen.

DIE WEISSOHRANTILOPE.
(Cobus Leucotis).

Nicht übermäßig häufig fand ich diese wunderschöne Antilope in der Provinz „Bahr el Ghazal" und schoß auch dort einige gute Böcke. Die Leucotis ist ungefähr in der Größe unseres Damhirsches, vielleicht etwas höher. Das Auffallendste an ihrer Zeichnung sind die ganz weißen Ohren. In hohem Alter sollen die Böcke immer schwärzer

Vor Aufbruch der Karawane.

werden. Ich sah keinen einzigen schwarzen Bock, obzwar ich sehr starke Trophäen heimbrachte, und ich habe das vielleicht falsche Gefühl, daß diese schwarz werdende Spezies mehr am weißen Nil unterhalb des Lake Noo vorkommt. Die Leucotis machte mir keinen scheuen Eindruck und es war nicht zu schwer, an sie heranzukommen. Immerhin ist es auch möglich, daß in dieser Provinz verhältnismäßig weniger gejagt wird und das Wild den Menschen deshalb weniger fürchtet. Ein mir bekannter Reisender machte mich aufmerksam, daß die von mir als Cobus Leucotis erlegten Antilopen eine Abart derselben, der angebliche „Wogans Cob" seien, welche Meinung ich aber nur mit Vorbehalt wiedergeben möchte.

COBUS MARIA.

Als ich mich zur Reise in die Provinz Bahr el Ghazal entschloß, war der Wunsch maßgebend, den Elefanten und den Cobus Maria zu erlegen. Schon während der Fahrt unweit meines Zieles der Dampferfahrt und unmittelbar vor Gaba Shambeh sah ich einige Rudel dieser viel begehrten, wenn auch gar nicht so besonders schönen Antilope. Sie ist bedeutend kleiner als der Wasserbock, ähnelt diesem aber sehr in den etwas plumpen Bewegungen. Die Farbe der Böcke ist tiefdunkelbraun mit einem auffallend schneeweißen Sattel über dem Widerrist genau so wie beim Mufflon. Das Horn ist im Verhältnis zur Größe des Tieres lang zu nennen und liegt in der Form zwischen Wasserbock und Impala. Von dieser angeblich seltenen Antilope war nach der großen Lizenz nur ein Bock zu schießen erlaubt und so opferte ich einen Tag, um gleich von Shambeh aus auf die gesehenen Rudel zu birschen, was aber kläglich mißlang, denn die Tiere waren furchtbar scheu. Sie hatten scheinbar schon öfters das Glück gehabt, von Fahrgästen während der Zeit des Dampferaufenthaltes bejagt zu

werden. Ich traf aber später, ohne viel zu suchen, in den riesigen ausgetrockneten Sümpfen im Innern der Bahr el Ghazal-Provinz große Rudel dieser angeblich so seltenen Antilope. Es gelang daher auch Herrn von Riedel und mir leicht, je einen sehr guten Bock auszuwählen. Daß diese Antilope ein Sumpfbewohner ist, erkennt man an den ganz eigens geformten Klauen, die das Tier befähigen, auch über Sumpfboden zu kommen. Warum von dieser gar nicht seltenen und durch ihren Aufenthaltsort schon sehr geschützten Antilope nur ein Stück zu schießen erlaubt war oder ist, war nicht zu verstehen und ich muß hier leider das Handikap des Sportsman tadeln. Ich hätte ohne große Mühe auf dieser kurzen Reise 10 Böcke dieser Gattung schießen können, während es ganz ausgeschlossen war, nur annähernd die erlaubten Leucotis zu erlegen, ja ich glaube, ich sah gar nicht so viele gute Böcke, die für einen Sportsmann erstrebenswert gewesen wären. Als wir uns nach unserer Rückkehr in Khartoum bei Mr. Buttler, dem Oberstjägermeister der angloägyptischen Regierung meldeten, war er über unsere Mitteilung betreffs der großen Mengen Cobus Maria äußerst überrascht. Vielleicht tat er auch nur so, auf alle Fälle hat es uns nichts mehr genützt. Hätte ich zu reden, so würde ich Cobus Maria längs des Nil bis einige Meilen landeinwärts ganz verbieten, so wie das weiße Nashorn in der Ladoenklave, jedoch auch dieses nicht absolut im Bahr el Ghazal, wo ich es in einigen Exemplaren antraf. Es wird eben betreffs der Lizenz auch gar kein Unterschied gemacht zwischen einem Herrn, der einen eigenen Dampfer hat und daher die Möglichkeit an vielen Orten, wo es ihm paßt, zu jagen, oder einem, der eine kleine Karawane besitzt, mühsame Märsche zu absolvieren hat und dessen Jagdgebiet ein viel beschränkteres ist. Die Menge der Tiere, die mir im Bahr el Ghazal zu erlegen erlaubt war, war bedeutend, doch es kamen von diesen Tieren in dem Gebiet, das ich in der kurzen Zeit bereisen konnte, kaum ein Drittel überhaupt vor. Ich schoß damals kaum 20 Stücke.

Man sollte auch bedenken, daß die Lizenz nicht umsonst ist, daß die Karawane viel Geld kostet, und daß die Reise nach Khartoum in Afrika auch nicht billig ist.

DER WASSERBOCK.

Fast überall in Afrikas Wildkammern gibt es Wasserböcke. Ich sah und schoß nur den „Cobus elipsiprimus", obzwar die von mir im Sudan erbeuteten meist röter in der Farbe und nicht so dicht und schwer behaart waren. Auch in der Hornbildung sind sie im Sudan oft viel stärker als in Ostafrika. Nach ihrem Namen sollte man glauben, daß sie stets beim Wasser oder Sumpf anzutreffen sind, was sicher nicht zutrifft; doch glaube ich nach meinen Beobachtungen behaupten zu können, daß der Wasserbock gerne saftige Nahrung aufnimmt und zu jenen Antilopen gehört, die nicht allzulange Wasser entbehren können. Das Kahlwild steht fast immer in Rudeln mit einem oder mehreren starken Böcken. Oft sieht man

auch gleich starke Böcke in kleineren Trupps. Ich zähle die Jagd auf diese mächtige, an unser heimatliches Hochwild erinnernde Antilope, zu einer der schönsten in Afrika. Schon die Art der Bewegung, dann die Schußzeichen, die Art der Flucht, alles heimelt an. Ich habe prachtvolle Erinnerungen an Bilder von Wasserböcken, die ich leider zu schildern nicht im Stande bin. Unweit Simba birschte ich im Jahre 1908 längs eines breiten Tales, in welchem in Gruppen parkartig verteilt, höhere Bäume standen, ein großes Rudel Wasserwild mit einem starken Platzbock an. Zwei schwächere Böcke wurden vom Platzbock stets abgehalten. Die Gegend erinnerte etwas an europäischen Auwald und die Wasserböcke benahmen sich wie Brunfthirsche. Nach schöner Birsche erlegte ich den starken Bock. Die schönsten Erinnerungen an Wasserböcke habe ich vom Tanafluß. Wie mag es heute dort aussehen! Es war das Wildparadies in einem herrlichen von Buschwald durchzogenen Birschgelände, in dem man so wie im Sudan auch auf europäische Distanzen an das Wild herankommen konnte. Vielleicht begegnet man dort heute rasenden Autos, wo ich einst gegen Abend sitzend ungeheuere Wildherden dem Flusse zuziehen sah.

PFERDEANTILOPE
(Roanantilope).

Die Pferdeantilope gehört zu den größten Antilopen Afrikas und zweifellos auch zu den schönsten. Ein sichernder starker Bulle mit seinem steinbockartigen Gehörn ist ein Bild von Kraft und Adel. Ich traf diese Antilope in Ostafrika nur am Marsche zum Tanariver bei Pundamilia, wo ich auch aus Versehen eine Kuh erlegte. Sehr viel Roanantilopen konnte ich in allen von mir bereisten Gebieten des Sudans mit Ausnahme der Bahr el Ghazal-Provinz beobachten. Dort schoß ich auch bereits bei meiner ersten Reise einen guten Bullen. Meinen

Meinen stärksten Roan erlegte ich am Flune Dinder.

stärksten Roan erlegte ich am Dinder. Ich traf das gewaltige Tier schlecht und es war kaum zu glauben, auf wie gute Fangschüsse der starke Bulle kaum reagierte. Noch einmal sah ich einen noch viel stärkeren wahren Rekordbock mit einem Rudel weiblichen Wildes. Das Terrain war unsichtig und ich erwartete auf einer Lücke im Busch das Herüberwechseln des Wildes. Als der Bulle heraustrat, schoß ich und er stürzte im Feuer. Ich lief hin, um gerade noch in weiter Ferne meinen starken Bock mit dem Rudel verschwinden zu sehen. Ich hatte einen schwachen Bullen erlegt, der wohl schon vor dem Rudel im Busche eingezogen war. Trotz Suche fand ich den starken nicht mehr. An dieser Stelle möchte ich einer meiner traurigsten Jagdgeschichten Erwähnung tun. Nach Beendigung meiner Reise III bei Simba an der Ugandabahn, unternahm ich mit Pálffy noch eine Tour in eine Gegend südlich von Mombasa, wo wir in Erfahrung gebracht hatten, daß der edle Verwandte der Roanantilope, die „Rappenantilope", vorkommt. Diese Tour war

äußerst mühsam durch Hitze und schwieriges Terrain, auch fand man überall Spuren einer von der Kultur schon stark beleckten unsympathischen Bevölkerung. Dort hatten wir beide wenig Weidmannsheil. Pálffy kniete bereits vor einem Rudel Rappenantilopen und der einzige Bulle verschwand ihm und war nicht mehr zu finden. Ich sah ein zweites Rudel mit einem sehr starken Bullen in einer ganz frisch verbrannten noch rauchenden Steppe stehen. Ein genialer Plan brachte mich bei entsetzlicher Hitze in tiefer Asche kriechend auf ca. 200 Schritte an den breit vor mir stehenden Bullen heran. Ich lag bei einem gefallenen Baum und konnte wunderbar die Büchse auflegen. Im Schuße hörte ich guten Kugelschlag. Als sich die durch die Flucht des starken Rudels emporgewirbelten Aschenwolken verzogen hatten, begann ich mit großer Zuversicht die Suche. Diese währte länger und länger und ich fand nichts. Nach stundenlanger Suche nahm ich die Fährte des Rudels auf und es gelang mir nach einstündigem Marsche, dieses wieder zu finden. Der Bock war nicht dabei. Nun ging ich zurück, suchte nochmals und mußte die Suche abbrechen, da ich vor Müdigkeit nicht mehr konnte. Mir fehlt nun diese prachtvolle Trophäe in meiner Sammlung und ich habe das traurige aber ganz bestimmte Gefühl, daß mein einziger Rappantilopenbulle an einer von mir nicht gefundenen Stelle im verkohlten Busch mit gezirkeltem Blattschuß lag und dem Raubwild zum Fraße wurde. Wir konnten keinen Tag mehr der Jagd widmen, da wir nach Mombasa eilen mußten, um unsere bereits bestellten und bezahlten Plätze am Dampfer zur Heimreise nicht zu verlieren, und so endete diese so erfolgreiche und unvergeßliche Reise mit einem Mißton.

ORIX BAISA.

Diese prachtvolle große Antilope traf ich in der allgemeinen Direktion gegen den Berg Kenia nördlich Rumruti ziemlich häufig und oft in großen Rudeln vereint,

Orixbulle im Wundbett.

doch stehen gerade alte Bullen auch gerne allein. Ein großes Rudel Orixantilopen, das beunruhigt sichert, ist ein herrliches Bild. Da auch das weibliche Wild lange dolchartige Hörner trägt, erscheint das ganze Rudel wie von einem Wald von Speeren gekrönt. An die Jagd auf diese Antilope denke ich immer gern zurück, denn gerade mit den Orix habe ich zufälligerweise unvergeßliche Erinnerungen. Da war gleich, wenn ich so sagen will, mein erster Orix. Es war gelegentlich meiner Reise II. Ich sah das erstemal diese Antilope und birschte sie unter sehr schweren Umständen an. Auf meinen Schuß stürzt das Stück und schlägt nur schwach um sich. Wir stellen die Gewehre hin und eilen zu unserer Beute, woselbst angelangt, meine Leute als echte Mohammedaner sofort den Schnitt durch die Halsschlagader machen wollten. Ich gestattete dies nicht und befahl, den Schnitt erst tief unten am Halsansatz zu machen, um die Decke zum Präparieren in Ordnung zu haben. Während dieser Verzögerung, die

ich auch zum Photographieren ausnützte, wird der Orix immer lebendiger, steht schließlich auf den Läufen, und ist, bis ich die Büchse zur Hand habe, im Busch auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Ich besitze heute das Bild des gestreckten Orix, der vielleicht noch nachher Jahre fröhlich und vergnügt lebte.

Im selben Jahre hatte ich von unserem unvergeßlich schönen Lager an der Vereinigung der Flüsse Nyiro und Narok eine sehr weite Birsche unternommen. In der heißesten Zeit des Tages suchte ich den Schatten einer Schirmakazie in deckungsloser weiter Steppe auf. Mein Muli weidete gefesselt. Ein Orixbulle eräugte meinen Esel und kam sehr vorsichtig sicher eine Stunde brauchend immer näher auf diesen zu und ich erlegte den sehr starken Bock auf kaum 100 Schritte Distanz. Im Jahre 1908 Reise III schoß ich einem Orix beide Vorderläufe ab. Mein Somali lief mit einem Masaispeer hin um dem armen Tier den Fang zu geben. Der Orix stand vorne nur auf den Knien und nahm den Somali so rasch und energisch an, daß ich hineilen mußte, um ihm den Fangschuß zu geben. Wenn ich nicht irre, hatte Pálffy bei derselben Reise auch ein Erlebnis mit einem angreifenden Orix. Das hübscheste Erlebnis hatte ich aber bei Reise II. Karl Hoyos und ich hatten ein wunderschönes Standlager am Guaso Nyro aufgeschlagen. Sowohl Hoyos als ich hatten bereits die erlaubte Anzahl Orix geschossen und wir beobachteten täglich während des Frühstücks vor der Birsche einen starken Orix unweit des Lagers. Eines Tages steht unser Freund mit krummem Rücken und wagrecht weggestreckten Schweif schwer krank da. Ich blickte mit dem Trieder hin und da ward mir alles klar. Dort wo der Orix alles was er als Äsung aufnimmt der Natur wieder zurückgibt, dort saß ein munterer schwarzer Vogel und waltete seines Amtes. Beide schienen sehr zufrieden und wie lange die Prozedur dauerte, weiß ich nicht, weil ich birschen ging. Es war sicherlich ein

Madenhacker. Diese kleinen Vögel sieht man oft auch in größeren Mengen hauptsächlich auf Großwild sitzen. Den Rhinozerossen dienen sie während des Schlafes als Wächter, da sie bei Annäherung des Feindes zwitschernd auffliegen, worauf sich das Rhinozeros sofort erhebt oder zumindest auf die Keulen setzt. Ich habe kein geschossenes Rhinozeros gesehen, das nicht Wunden meist in der Größe eines starken Ausschußes hatte. Woher diese Wunden stammen, weiß ich nicht, wie wohl auch die meisten Afrikajäger, daß sie aber nie heilen, dafür sorgen sicher die Madenhacker, um dort stets einen gedeckten Tisch zu finden. Unsere Tragesel waren oft stark gedrückt und hätte ich die Wunden nicht dick mit Salben gedeckt, hätten auch die Madenhacker dafür gesorgt, daß sie stets rein aber offen bleiben.

TIANG-
ANTILOPE

Warum diese große Antilope nicht zur Gattung der Bubalis (Hartebeeste) gezählt wird, weiß ich nicht. Gewiegte Naturwissenschaftler werden es sicher begrün-

Die Kamele werden bepackt.

den können. Das ganze Tier ist für den Laien eben doch eine Gattung Hartebeest. Es ist kleiner als das Kongeni, der Kopf, der von der Stirne zur Nase mit einer dunklen fast schwarzen Maske geziert ist, ist eben so häßlich und auch das Horn gleicht dem der Hartebeeste. Tiangs leben auch meist in großen Rudeln und ihr Benehmen ist ungefähr gleich dem der Hartebeeste. Ich traf diese Antilope im Sudan sowohl am weißen Nil als auch im Gebiete des blauen Nil am Dinder. Auch diese Antilope ist auf Schußverletzungen ebenso zähe wie alle Haartebeeste, die diesen Namen wohl von den Buren aus diesem Grunde erhalten haben dürften. Das Wildpret dieser Antilope ist äußerst schmackhaft.

COOKS HARTEBEEST.

Wer in Ostafrika war, kennt das liebe Tier und denkt sich jetzt, was ich wohl über unser liebes Kongoni, wie es dort allgemein genannt wird, schreiben

Auch in Afrika kann man dumm aussehen
und doch sehr gescheit sein.

werde. Ich schreibe, daß es eine mächtige Antilope ist, häßlich von Angesicht, in großen Rudeln fast überall vorkommt, wenn es vorsichtshalber notwendig erscheint auch als Einzelexemplar zur Beobachtung der Bewegungen des Jägers existiert, daß es sehr schwer zu jagen ist, sehr viele Patronen erfordert, daß es das beste afrikanische Wildpret liefert, daß es überall vorkommt, wo man es gerade gar nicht braucht, daß es zweifellos unser Herrgott im Zorne zur Strafe aller Afrikajäger schuf, und daß ich es trotz allem und allem nirgends dort vermissen möchte, wo ich es traf, da es zu Afrika gehört wie die Dornen und die heiße Sonne. Ich hatte Gelegenheit zu

beobachten, daß diese Tiere Beobachtungsposten aufstellen und daß selbst anderes Wild sich vollkommen auf diese Posten verläßt. Ich sah einmal ein Rudel Kongonis auf höchstens 200 Schritte von einem Löwen ruhig weiden. Ein Bulle stand unentwegt beobachtend spitz gegen den Löwen und verdarb mir auch die Birsche auf denselben. Das Beest — pardon Hartebeest sah natürlich auch mich, dachte das sei doch zu viel, blies, und fort war das Rudel und der Löwe. Diese Tiere haben jedem Afrikajäger gar manche Birsche auf anderes Wild verdorben und doch jagte ich sie sehr gerne und es war ein gewisser Reiz, die 10 Böcke dieser Gattung, die nach der Lizenz erlaubt waren, zu bekommen.

JACKSONS HARTEBEEST.

Diese Antilope ist ein naher Verwandter des Cooks-Hartebeest, ebenso häßlich, etwas lichter in der Farbe, bedeutend größer und trägt auch ein stärkeres höheres Gehörn. Über das Verbreitungsgebiet dieser Antilope bin ich nicht sicher orientiert. Ich schoß sie in den Jahren 1906 und 1908 am Marsche von Rumruti über das Likipiaplateau zur Ugandabahn und merkwürdigerweise in der Provinz Bahr el Ghazal im Sudan. Auch diese Art lebt meist in Rudeln, ihr Benehmen ist, soweit ich beobachten konnte, dem der Kongoni ziemlich ähnlich.

THORA HARTEBEEST.

Ich schoß nur einen einzigen und zwar sehr starken Bullen dieser Gattung am Dinder gelegentlich meiner Reise IV. Ich sah diese mächtige Antilope nur zweimal und kann daher auch so gut wie nichts schreiben. Entweder kommt sie dort überhaupt selten vor, oder passierten wir marschierend die besten Plätze ihres Vorkommens. Diese Art ist viel dunkler rot gefärbt als das Kongoni, bedeutend größer und dürfte ungefähr die Größe des Jacksonshartebeest erreichen.

Die Karawane übersetzt den Dinder.

Der häßliche Kopf eines Thora Hartebeest.

WEISSBART-GNU.

Schon aus dem fahrenden Schnellzug von Mombasa nach Nayrobi wird der beneidenswerte Ankömmling große Herden Gnus sehen können. Ist er ein Jäger, wird er sich auch schon ein Bild machen können von der oft drolligen Art dieser ganz ungemein scheuen Antilope. Jedermann kennt das Gnu von Abbildungen oder aus dem zoologischen Garten und wer es nicht in freier Wildbahn sehen und jagen durfte, wird nicht begreifen, daß ich gerade dieses Tier wunderschön finde. Warum dieses Tier eine Antilope ist und kein Rind, verstehe ich nicht; zweifellos erinnert das Bild eines Rudels starker Gnus mehr an eine Rinder- als an eine Antilopenherde. Wenn die sehr scheuen Tiere den Jäger gesichtet haben, stellen sie sich oft alle Front gegen ihn und man könnte beim Anblick der schwarzen wohlbewehrten Häupter fast einen Angriff erwarten. Statt dessen wirft sich die ganze Gesellschaft plötzlich herum und geht die Fahrt buckelnd und schweifdrehend, in eine Staubwolke gehüllt, dahin. Wunderbar sind auch die verschiedenen Färbungen, die die Sonne auf ihrem Fell hervorzaubert, bald sehen sie tiefschwarz, bald silberübergossen aus. Ich fand Gnus von Nayrobi bis ungefähr Pundamilia am Wege zum Tanariver, doch besonders viele bei Simba und am Saltriver unweit Simba. Die große Wildkammer

Man hat immer Zeit.

zwischen Simba und Nayrobi scheint ein Lieblingsstandort der Weißbartgnu zu sein. Ich hatte die schwersten und doch interessantesten Birschen auf Gnus und ich schoß gerade während der Reise III von Simba aus mehrere sehr gute Bullen. Während derselben Reise marschierten Pálffy und ich an der Spitze der Karawane, resp. diese folgte uns auf viele hunderte Schritte. Wir entdcckten ein großes Gnurudel. Ein Feldzugsplan wird rasch entworfen, wir verbergen uns und unsere Jäger führen die Karawane um die Herde herum. Das Manöver gelingt, das ganze Rudel kommt auf uns zu und wir erlegen, wenn ich nicht irre, 5 Stücke. Wir mußten noch oft darüber lachen, denn: „die hätt' mer derwischt". Gräfin Pálffy hielt diesen Moment auch in einem Gedicht über ihren Gatten fest, in welchem betreffs Afrika die Strophe vorkommt: „Mög' sich's merken das Getier, der aus Březnic der war hier" (Březnic der Ort, wo Pálffys leben). Auf keinem Wild hört man so schön und gut den Kugel-

schlag als auf dem Gnu. Ich höre heute auch in Europa so gut wie immer den Kugelschlag im Wilde, zu hören gelernt habe ich ihn erst in Afrika. Laut Lizenz durfte man 10 Gnus erlegen, doch ich glaube, daß dies selten einem Jäger in einer ein- bis zweimonatlichen Reise gelang. Pálffy schoß damals 9 oder 10, ich 7, wir waren sehr stolz darauf und hatten uns auch ehrlich geplagt. Zweifellos kenne ich keine Antilope, die schwerer zu bejagen ist, als das Gnu. Ich höre auf darüber zu schreiben, aber es tut recht weh, sich sagen zu müssen: ich werde nie mehr ein Jumbu erlegen.

ORIBI.

Das zierliche kleine Wild erreicht kaum die Größe eines Rehkitzes im Juni, ist rotbraun gefärbt und das Böckchen trägt nur wenige Zentimeter lange Spieße. Diese reizenden kleinen Geschöpfe entdecken einen natürlich fast immer früher als man sie und so sieht man sie meist nur in der Flucht. Manchesmal bleiben sie ganz nahe wie dumm stehen und schauen einen mit den fast zu großen Lichtern starr an. Ich überraschte auch das Oribi niedergetan und bemerkte, daß es das Haupt auf die Erde legte, um sich unsichtbar zu machen. Ich meinte Anfangs, daß das Wildpret dieses zierlichen Wildes besonders schmackhaft sein müsse, was aber absolut nicht der Fall ist, es ist im Gegenteil viel faseriger als das der großen Antilopen. Ich traf den Steinbuck, welchen Namen das Oribi sicher von den Buren erhielt, überall wo ich in Afrika war, doch fast immer einzeln oder höchstens paarweise. Auf nur etwas weitere Distanz ist der Schuß auf dieses sehr kleine Wild schwer.

KIRKS DIK-DIK.

Noch bei weitem kleiner als das Oribi ist das Dik-Dik. Das winzige Tierchen dürfte kaum das Gewicht und die Größe eines nur einigermaßen entwickelten Hasen

erreichen, wenn es auch etwas höher auf den Läufen steht. Es ist schmutzig graugrün gefärbt, steht, wenn es einmal entdeckt, meist buckelig da. Der winzige Kopf ist erfüllt von zu großen Lichtern und endet in eine überhängende, fast bißchen rüsselartige Nase. Das Böckchen trägt so kleine spitze Hörnchen in einem Haarschopf, daß man sie kaum sehen kann. Diese kleinste Antilope die ich kenne, traf ich in Ostafrika nur in dichtem Dschungel, wo sie sich meist nur für einen Moment auf einem ausgetretenen Wildwechsel zeigt. Ich schoß in einem improvisierten Trieb mit Schrott ein weibliches Stück. Als ich im Jahre 1908 am Saltriver unweit der Eisenbahnstation Simba jagte, bemerkte ich auf staubigen Rhinozeroswechseln, die in dichtesten Dschungel führten, viel Fährten dieser winzigen Tiere. Ich wollte ein Böckchen für meine Sammlung erlegen und folgte so einem Wechsel. Plötzlich stand ein Dik-Dik vor mir. Ich erlegte es und im selben Moment sprang ein zweites auf den Weg, das ich auch schoß. Beide Stücke waren von den Geschossen ganz zerrissen, doch ich konnte Haupt und Hals des Böckchens für meine Sammlung abstreifen. Nun hängt es unter der Elenantilope, um den Größenunterschied dem Beschauer besonders vorzuführen. Nach beendeter Jagd verließ ich bewußtes Dickicht gerne, da eine Begegnung mit einem Rhinozeros in einem derart dichten verfilzten Dschungel keineswegs sehr angenehm sein kann.

SOEMERINGGAZELLE.

Diese reizende Gazelle traf ich in oft sehr großen Rudeln während meiner Reise IV am Dinder, einem Nebenflusse des blauen Nil. In fast gleicher Größe nimmt sie dort die Stelle der ostafrikanischen Grantgazelle ein. In der Zeichnung ähnlich, trägt besonders der Bock ein viel kleineres wenn auch lyraförmiges Gehörn. Der Ariel, wie er von den Eingeborenen genannt wird, ist viel

weniger scheu als die Grantgazelle und seine Schönheit leidet unter seinem Vorkommen in großen Rudeln, die immer etwas an Schafherden erinnern. Ich schoß unter anderen einen ganz auffallend starken Bock dieser Gattung. Mein Sinn für Rekordstatistik ist nicht sehr stark entwickelt. Ich vergaß die Maße des Horns abzunehmen und heute hängt der präparierte Kopf so hoch, daß ich nur mit Mühe eine Messung bewerkstelligen könnte. Einmal werde ich mich wohl entschließen müssen eine Leiter zu besteigen, denn es wäre möglich, daß dieses Stück einen hohen Rang in den Weltrekorden einnehmen könnte. Das Ausbreitungsgebiet des Ariel am Dinder ist ein begrenztes, er gehört, soviel ich weiß, der typischen Fauna Abessyniens an.

PALA ODER IMPALAANTILOPE.

Pala und Wasserböcke sind diejenigen Wildgattungen Afrikas, die ich auch deshalb so besonders liebte, weil sie mich immer an unser heimatliches Wild erinnerten.

Palaantilope im Wundbett.

Eigentlich erinnert beim Pala nur die rotbraune Farbe an unser Wild, aber es macht gerade die Farbe in dieser Beziehung viel aus. Palas sind äußerst edel gebaute schlanke Antilopen in der ungefähren Größe eines Damspießers. Meist leben sie in größeren oder kleineren Rudeln bestehend aus Kahlwild mit nur wenigen oder einem starken Bock. Das Wild ist ungemein scheu und es ist nicht leicht, sich an so einen einzelnen starken Bock bei einem großen Rudel auf eine halbwegs mögliche Distanz heranzubringen. Geht ein Rudel hochflüchtig ab. so haben diese schönen Tiere die Gewohnheit, sich gegenseitig hoch zu überspringen, was mit einer prachtvollen Eleganz durchgeführt wird. Ich traf Palas fast überall in den von mir in Ostafrika bereisten Gebieten und immer wieder jagte ich sie leidenschaftlich gerne. Die stärksten Exemplare sah ich an der Vereinigung der Flüsse Nyiro und Narok nördlich Rumruti. Dort schoß ich einen Kapitalbock, der auch in Roland-Ward's Records of big

games als einer der ersten geführt ist und am selben Tage fehlte ich vorher einen unvergleichlich stärkeren Bock, der sicher der Weltrekord war. Ich habe viele hundert Impala gesehen, aber nie mehr welche von nur annähernd derselben Stärke.

In den Jahren 1906 und 1908 waren 10 Böcke dieser Gattung jedem Lizenzinhaber freigegeben und ich glaube, daß wenigstens in vielen Gegenden diese Zahl recht hoch gegriffen war.

THOMPSON-GAZELLE.

Wenn man Nachmittag in Mombasa den Schnellzug nach Nayrobi besteigt, so befindet man sich anderen Tages zeitig am Morgen in offener Steppe in einem Wildparadies. Ungeheuere Wildmengen bevölkern die Gegend beiderseits der Bahnstrecke soweit das Auge reicht. Die Stationsnamen Machakos Road, Makindu, Simba, Athyplain, Stony Athy, Athy river erinnern an glückliche Stunden heißen Waidmannshoffens. Außer enormen Mengen Cooks Hartebeeste, Zebras, Gnus, Grantgazellen, sah ich von der Bahn Giraffen und einmal vier Löwen. Ein mächtiger Mähnenlöwe flüchtete mit zwei Löwinnen, während eine Löwin knapp unter dem Bahndamm stand und zum Schnellzug heraufäugte. In diesen Steppen sah ich schon ungezählte Thompson-Gazellen und es gab in Ostafrika in den von mir bereisten Gebieten nördlich der Ugandabahn selten Plätze, an denen die Thompson-Gazelle nicht in größerer oder geringerer Menge heimisch gewesen wäre. Ich habe diese Gazelle auch in kleineren Rudeln getroffen, doch leben besonders die Böcke mehr getrennt, allerdings in mancher Gegend so zahlreich, daß man fast überall, wohin man blickt, den typisch steif dastehenden und eifrig wedelnden Thomy erblickt. Ich jagte immer gerne auf dieses reizende Wild, dessen Fleisch auch stets in der Küche willkommen ist. Die ostafrikanische Steppe kann ich mír ím Geíste gar

nicht vorstellen ohne einen spitz gegen mich stehenden mit den Vorderläufen stampfenden und wedelnden, oder in steifem Troll befindlichen Thompsonbock. Der Schuß auf den Thomy ist nicht leicht. Meist muß man auf weite Distanz schießen und wenn es einmal näher ist, so ist es meist ein Zufall und man muß den Schuß sehr rasch abgeben. Dabei dürfte die Größe dieser Gazelle ungefähr der eines starken Rehkitzes im Spätherbst entsprechen.

GRANTGAZELLE.

Die Grantgazelle bedeutend größer als die Thompsongazelle, aber doch noch nicht zu den großen Antilopen zählend, ist zweifellos eine der schönstgebauten Gazellen Afrikas. Das lyraförmige hohe und mächtige Gehörn ist eine herrliche Trophäe. Die Grantgazelle kam so wie die Thomsongazelle fast in allen von mir bereisten Gegenden Ostafrikas vor. Diese schönen Tiere leben

meist in Rudeln weiblichen Wildes mit einem oder nur wenigen Böcken. Zuweilen traf ich ganz kleine Rudel von meist schwachen Böcken. Die Jagd auf Grantgazellen ist dem gleichen Standort entsprechend analog der Jagd auf Thomsongazellen. Meist weite Schüsse in offener Steppe. Steht ein starker Bock allein bei einem großen Rudel, wird die Birsch noch viel schwerer. Am Marsche von Tanariver nach Rumruti kam ich unweit Rumruti birschend ganz nahe an einen einzelnen starken Grant heran, der mich absolut nicht bemerkte und regungslos stand. Ich erlegte ihn und fand, daß er auf einem Licht ganz und am zweiten fast vollständig erblindet war.

Oft konnte ich im Lager sitzend und schreibend die großen Rudel dieser prachtvollen Tiere von und zum Wasser ziehend beobachten und dieses Bild der Steppe mit ziehenden Grantgazellen gehört zu jenen Eindrücken, die kein Ostafrikajäger jemals vergessen kann. Als ich im Jahre 1908 mit Pálffy durch typische Grantgazellengebiete zog, war trotz der großen Rudel der Mangel an

starken Böcken sehr auffallend und ich glaube, es war ein Fehler der Behörde, die Erlaubnis auf 10 Grantböcke zu erteilen, um die es viel mehr Schade war, als um einen eventuellen zweiten oder gar dritten Büffel. Die Regierung sollte auch in Erwägung ziehen, daß sehr viele Reisende gut und weit schießen können, aber nur ein geringer Teil „büffelgerecht" ist. Wenn ich nicht irre, wurde bald nach meiner Reise im Jahre 1908 die Erlaubnis für 2 Büffel erteilt und der Abschuß von Grantgazellen verringert.

DAS REH.

Der gute alte Forstmeister Weber war neben mir am Waldrande eingeschlafen und ich blickte angestrengt den Kopf links und rechts wendend, die Wiese entlang. Das Bewußtsein, nun allein die Verantwortung zu tragen, war fast erdrückend. Es war schon spät und begann zu dämmern. Endlich ist er da und zieht äsend unserem Standort zu. Ist er schon nahe genug, oder soll ich noch warten? Es war furchtbar aufregend. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus, hob bebend die Schrotflinte und der arme Spießer, den ich für sehr stark hielt, brach im Feuer auf 20 Schritte zusammen. Es war mein erster Bock, viel zu früh mit 13 Jahren am 3. Juni 1887 auf der väterlichen Herrschaft Veselíčko im polit. Bezirk Mähr.-Weißkirchen erlegt. Diesem ersten folgten noch einige in den nächsten Jahren mit der Schrotflinte und als mein Vater meinem Bruder und mir Büchsflinten schenkte, erlegte ich noch manchen Bock mit Schrot, weil ich alles mit der Kugel fehlte und diese Untat wurde im Bunde mit dem Jagdpersonale vor meinem Vater verheimlicht. Das war sehr schlecht und deshalb schreibe ich es nieder. Mit der Zeit zwang ich mich zum Kugelschuß, doch muß ich ehrlich gestehen, daß es sehr lange dauerte, bis ich meines Schußes so weit sicher wurde, daß ich nicht an-

genehm überrascht war, wenn der beschossene Bock auch die Kugel hatte. Daß mich mein Vater von Anfang an mit Schrot auf Böcke schießen ließ, ist mir bis heute unerklärlich. Gerade er, dessen Lieblingsjagd dem Rehbock galt, den er ausschließlich mit seiner fast nie fehlenden Expreßbüchse jagte. Daß ich durch Jahre mit der Kugel schlecht, ja sehr schlecht schoß, daran war zum Großteil meine übergroße Jagdpassion schuld, die ein unerhörtes Jagdfieber hervorrief. Dieses Rehbockfieber war viel stärker als bei jedem anderen Wild und hat mich erst vor gar nicht vielen Jahren ganz verlassen. Ich schoß also sehr schlecht und ich bin heute sehr froh, daß es so war, denn ich habe gerade dadurch sehr vieles gelernt. Ich mußte doch trachten, so nahe als nur möglich heran zu kommen und wollte ich das Wild erwarten, so mußte die Stelle äußerst klug ausgedacht werden. Die besten Revierteile waren es auch nicht, die mir mein Vater zur Birsche überließ, die Böcke standen dort nicht so nahe beieinander. Mißglückte die Sache hier, so konnte man nur noch laufend einen anderen Platz erreichen. Ich rannte, hockte, lag und kroch im Walde und es ist mir heute fast unverständlich, was für verschiedene Pläne ich in einem Nachmittage durchzuführen im Stande war. Was mir bei dieser Art guter und viel öfter schlechter Jagdmethode alles passierte und oft auch gelang, ist gar nicht zu erzählen. Ich hatte einmal einen guten Bock vergrämt und es war die letzte Chance, da ich denselben Abend abreisen mußte. Es mußte das Letzte versucht werden und ich lief was ich konnte dem flüchtigen Bock in einem Fichtenstangenholz einfach nach. Plötzlich steht der Bock hinter einer Bodenwelle, sicher sehr erstaunt, vor mir und ich erlegte ihn. Ein anderesmal gelang es mir, einen mich anschreckenden Bock platt am Boden kriechend zu umgehen und zu erlegen und jetzt kommt meine größte Schandtat als grüner Junge. Ich sah einen guten Bock über der Grenze in einem Revier der Herrschaft Leipnik in Mähren, welche damals der Fürstin Hatzfeld und heute

Fegender Bock.

deren Tochter gehört. Ich schlich ihn in der Dickung an und lag nach dem Schusse bis in die Nacht verborgen, um dann meine Beute ungesehen in Sicherheit zu bringen. Die edle Jagdherrin hätte mir es sicher verziehen und ich habe es viel später ihrer Tochter gestanden. So wuchs ich im Walde auf, ja wirklich — i m — Walde, denn ich kannte diesen nicht nur von Wegen und Steigen aus. Ich wußte und weiß es daher auch jetzt, wie es mitten drin in einer großen dichten Jugend aussieht. Ich verirrte mich und irrte lange herum und war bald überall, auch dort wo ich noch nie war, zu Hause. Als ich später in fremden Revieren, in denen ich nie gewesen war, als Gast zu jagen Gelegenheit hatte, und mich ein recht junger Adjunkt oder dummer Heger führte, mußte ich manchmal in meinem Innern lachen über ihre ungeschickte Art und Weise. Daß es am Ende Absicht war, will ich gar nicht glauben, dazu denke ich von den Mitmenschen viel zu gut. Eine Sache war aber zu schön, um sie zu verschweigen. Ich saß als Gast mit einem Heger an einer Schlagwand und ich sollte den Bock aus der gegenüberliegenden Jugend erwarten. Dieser konnte aber dort nicht kommen, weil ich, oh Tücke des Zufalls, wußte, daß der

Bock täglich auf der anderen Seite des hohen Holzes auf einem Kleeschlag äste. Der gute Mann wollte aber auf meine diesbezüglichen Ideen absolut nicht eingehen und da kam mir ein ganz häßlicher Gedanke: „Mir ist nicht ganz wohl, bleiben Sie hier, ich muß etwas verschwinden." Es dauerte nicht drei Minuten, der Bock lag im Klee und das Weidmannsheil schien mir nicht ganz aufrichtig. So was kommt halt auch einmal im Leben eines Jägers vor, aber ich kann nur mit sehr, sehr großer Dankbarkeit an alle Jagdeinladungen denken, denen ich zu folgen das Glück hatte.

Doch nun zurück zu meinen Anfängen. Ich hatte mich auf diese Weise gewöhnt, die Rehbirsche als etwas Alltägliches zu betrachten. Man ging eben in meinem Vaterhause täglich in den Wald und lernte diesen und sein Wild lieben. Als die erste jagdliche Sturm- und Drangperiode vorüber war, entwickelte sich in mir die wahre edle Freude am Weidwerk und die Liebe zur Natur. Wieviele Stunden saß ich auf einsamem Stand und schoß nichts, aber ich sah unendlich viel. Wie oft dachte ich mir, es ist doch falsch zu sagen: ich habe heute nichts gesehen und nichts gehört. Ist es denn überhaupt möglich, daß ein Mensch mit seinen Sinnen alles erfassen kann, was in der Natur, besonders im Walde, entsteht und vergeht, ist es möglich alles zu sehen, was da kriecht und fliegt und flattert und singt, ist es möglich all das Summen und Flüstern bis in den höchsten Kronen zu ergründen, ist es möglich sich je satt zu sehen an all der Pracht nur eines Sonnenstrahles, der durch das dichte Blätterdach Äste und Stämme streifend ins Moos fällt. Man muß schon sehr lange leben und während dieser Zeit mit offenen Augen und Ohren viel in der Natur herumlaufen, um nur halbwegs zu begreifen, daß das alles so überwältigend ist, daß man es nie ganz erfassen kann. Immer wieder sieht und findet man Neues, das Ohr hört einen neuen Laut und man lernt mehr und mehr die Natur zu verstehen.

Im Feuer.

Und wenn es nichts um's Jagen wär'
Als früh im Wald zu schweifen,
Zu hören wie der Kuckuck ruft
Und wie die Finken pfeifen,
Den Schwätzern aus dem Weg zu gehen
Und keinen Narren mehr zu sehen,
Es wär' genug der Lust dabei
Zum Lob der Jägerei. (Kobell)

So lernte ich mit „Empfindung" jagen und wem danke ich es, — unserem schönen zierlichen Rehwild. Die überwiegende Mehrzahl meiner Böcke erlegte ich auf den väterlichen Besitzungen, doch erinnere ich mich dankerfüllt schönster Birschen besonders bei meinem angeheirateten Vetter Franz Graf Clam-Gallas in dessen unbeschreiblich schönen Jagdgründen in Böhmen hauptsächlich in den Revieren der Herrschaft Grafenstein, wo ich oft mit einem Revierjäger namens „Hub" zu birschen Gelegenheit hatte. Mit diesem Jäger zu gehen war ein Genuß. Der Mann kannte seine Jagd und sein Wild. Da hieß es oft Hahn in Ruhe. Dort herrschte prachtvolle Hege auch mit der Büchse. Ich brauche nicht sein Lob zu singen, denn die erbeuteten preisgekrönten Trophäen sprechen allein für diesen erstklassigen Jäger. Man sprach damals oft davon, daß er besondere Pülverchen seinen Rehen gebe, damit sie so stark aufsetzen. Mag ja vielleicht sein, auf alle Fälle hat er es mir nicht verraten und er tat recht so, denn das war eben sein Stolz; doch mir fehlt der Glaube, und ich bin überzeugt, daß hauptsächlich seine große Liebe zum Wilde, sein sicheres Auge im Ansprechen und die von ihm getroffene Wahl des Abschusses, den auffallenden Erfolg brachte. Es ist mir geradezu unverständlich, daß Männer, die Anspruch auf den Ehrentitel Jäger stellen, heute in der Zeitschrift „Wild und Hund" gegen die Forderung „hegt mit der Büchse" sprechen resp. schreiben können. Die Hege mit der Büchse ist doch nichts Neues, sie galt doch immer für einen

Fegender Bock.

braven Weidmann und es ist Pflicht der Wissenden, ihre Durchführung lernbegierigen jungen Jägern zu lehren. Ein dummer oder schlechter Kerl wird nie ein guter Jäger und Pfleger seines Wildes werden und wird immer, trotz aller Gesetze und Sprüchlein, als lebendes Unglück für das Wild, sein häßliches Handwerk zu treiben Gelegenheit finden. Ich wich vom Thema ab und kehre gerne zu den Erinnerungen zurück. Wie schön waren die vielen Birschen bei meinem Schwager Nostitz in dessen Erzgebirgsrevieren Heinrichsgrün und Falkenau. Gar manchen braven Bock habe ich auch dort erlegt und unter ihnen den Besten in meinem Leben. Dankerfüllten Herzens gedenke ich der Zeiten, als ich noch ein ganz junger Leutnant in Kutterschitz bei Bilin in Böhmen ständiger Jagdgast beim Fürsten Lobkowitz war. Vorbei sind die Zeiten wo ich, verwöhnt durch die große Liebenswürdigkeit der Fürstin, so oft nach schönstem Jagdvergnügen und einem köstlichen Diner bei einer lustigen Tarockpartie saß. — Vorbei — nicht alles, aber fast alles. Heute schieße ich mehr durch Zufall als Regel drei bis vier Böcke im Jahre; ohne Wahl, denn überall heißt es ja: bitte alles zu schießen, da es ja doch aus ist. Wo sind die Zeiten, wo ich dreißig bis vierzig und mehr Böcke im Jahre schoß und stets recht sorgfältig auswählte. Die besten Birschen, die ich heute mache, sind wohl die an der Wand zwischen meinen Trophäen. Sie sind wehmutsvoll, doch ohne Bitterkeit. Wollte ich alle Jagdherren nennen und ihnen hier danken, es würde zu weit führen. Daß

sie keinen Unwürdigen geladen haben und daß ich für das kleinste Jagdvergnügen dankbar bin, ich glaube sie wissen es. Ich werde wohl das Schießeisen an die Wand hängen ohne meinen Traum in Erfüllung gegangen zu sehen, einen wirklich kapitalen Bock geschossen zu haben und werde wohl auch zu meinen paar hundert Böcken kein Hundert mehr hinzugesellen. Durch die Bodenreform und deren Folgen wird das Rehwild wohl in vielen Gegenden meiner Heimat fast ausgerottet werden. Möge es Jenen, die in der glücklichen Lage sind, gelingen dieses prachtvolle und dabei so unschädliche Wild zu erhalten. An Anleitungen zu rationeller Hege des Rehwildes fehlt es wahrlich nicht. Man schlage nur recht häufig das köstliche Buch „Kein Heger, kein Jäger" von Ernst Sylva Tarouca auf und lese recht aufmerksam und beherzige seine Lehre, möglichst der Natur zu folgen und zwar der Natur der Wildheimat und der Natur des Wildes. Durch neue Ratschläge will ich den Leser nicht langweilen, denn es ist bereits alles gesagt in den vorhandenen Werken. Man muß nur die Fähigkeit haben aus allen Büchern das für sich herauszusuchen, was für den Fall am dringendsten ist. Ohne Zäune werden wohl nur wenige Jagdherren in der Tschechoslovakischen Republik einen größeren Rehstand erhalten können und in solchen Rehgärten fehlt es fast überall an den wichtigsten Dingen. Am häufigsten wohl die Gabe des Herrn, selbst zu erkennen, woran es fehlt. Ich für meine Person möchte ein eingesperrtes Wild, das im Winter lediglich auf die Fütterung angewiesen ist, nicht besitzen und würde mir zum ersten Prinzip machen, daß das von mir in einem Gatter gehaltene Rehwild unbedingt so viel natürliche Äsung finden muß, um zur Not auch ohne jede künstliche Fütterung überwintern zu können.

Wann soll man den Rehbock schießen? Diese neuerdings so akute Frage ist meiner Meinung nach leicht zu beantworten. Ein guter Weidmann schieße seine Böcke wann er will und er wird es treffen, zu jeder Zeit nur

abschußreife Böcke zu erlegen. Wo aber der Rehstand nicht in Ordnung ist und der Abschuß daher nur der Hege vorzubehalten ist, gibt es wohl nichts anderes als die Birsche und zwar im Frühjahr resp. Frühsommer beginnend, solange das Wild noch vertrauter und sichtbarer ist.

Ich habe z. B. in sehr gut besetzten Revieren gejagt und doch glaube ich nie ein Revier betreten zu haben, wo man nicht die ganze Anzahl der zum Abschuß bestimmten Böcke nur jener Klasse hätte entnehmen können, die wegen ihrer schlechten Anlagen unbedingt weggehören. Mich speziell interessiert die Birsche mehr als die Jagd mit dem Ruf, trotz aller ihrer entschiedenen Reize. Meist hieß es da, bitte jeden besseren Bock zu schießen, nur kein aufgelegtes Graffelzeug. Da stirbt gar mancher Zukunftsbock. Da erinnere ich mich viel lieber einer Birsche während welcher ich 6 Sechserböcke anbirschte und keinen schoß und als Lohn dann einen alten Bock mit ganz kurzen krummen Stangen. So eine Birsche kann ich eben nie vergessen und in diesem Revier waren in den folgenden Jahren auch wirklich sehr viele sehr gute Böcke. Man soll aber nichts übertreiben und hat man seinen Wildstand qualitativ und quantitativ in Ordnung, dann gönne man sich einen gründlichen Abschuß, sonst tritt sofort wieder der schädliche Fehler der Überhege ein.

Hat aber jemand zu viele Kapitalböcke im Revier und kann er den Abschuß nicht bewältigen, dann schreibe er mir ruhig eine Karte, ich komme gleich helfen.

DER ELCH.

Im Jahre 1899 unternahm ich, angelockt durch die Annonzen eines Konsuls Hjalmar Juell in Drontheim, eine Jagdtur nach Norwegen. Besagter Herr hatte schon damals eine sehr große Klientel und ich glaube, daß trotz

seiner besten Absichten nicht alle Jagden, die er pachtete und weiter gab, wirklich gut waren. Ich hatte das Revier Björhusdalen, am Namsenfluß gelegen, zugewiesen. Von Drontheim fuhr ich mit Kariols, das sind zweiräderige Wägelchen, die von einem kleinen runden Pferd gezogen werden, los. Zuerst ich, dann meine Köchin, mein Diener und zum Schlusse das Gepäck. Die Fahrt war, oft unmittelbar längs des Namsenflusses, landschaftlich ein Genuß. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich fuhr, aber ich glaube, es waren drei Tage. Die Nächtigungsstationen waren gut. Den letzten Tag mußten wir zu Fuß zu meinem Wohnort Björhusdalen wandern, da kein Weg mehr dorthin führte, und das Gepäck wurde von meinem Hausherrn auf einen Schlitten verladen, durch den Wald geschleift. Der mir zugeteilte Jäger mit Elchhund erwartete mich schon und so konnte ich gleich den ersten Morgen zu langer Birsche ausziehen. Ich lernte gleich den Charakter meines Jagdgebietes gründlich kennen. Tal und Sumpf ist fast identisch und man gewöhnt sich bald, keine Turnkunststücke aufzuführen und watet durch jeden Bach. Wasser ist das Element des Landes. Der übrige Charakter ist Gebirge, dem die Bergspitzen fehlen. Ist man nach oft mühsamem Aufstieg oben, beginnt eine wellige vegetationsarme Steppe, bis es wieder tief in das nächste Tal abfällt. Ich spürte fast überall Elche aber meist waren es alte Fährten oder weibliches Wild Einmal war ich hinter einem starken Hirsch „storer Ochs" her, der Hund riß am Riemen und stand fast nur mehr auf den Hinterbeinen im Geschirr. In diesem Momente, so wie ja meist im Urwalde, spüre ich den Wind im Genick und schon poltert es vor mir und der Elch war verloren. Da gab mir der brave Jäger die Leine des Hundes in die Hand, aber ich war eben sehr jung und grün, hielt den Hund statt ihn auszulassen. Erst später wurde ich aufgeklärt.

In Norwegen darf man den Elch nicht mit gelöstem Hunde jagen. Der brave Norweger wollte es selbst nicht

tun und gab mir deshalb die Leine. Ist der Hund gut und der Elch stark, so stellt er sich meist, und man kann ihn dann leicht vor dem Hunde erlegen. Nach vielen Birschen hatte ich mich überzeugt, daß kein starker Elch bei mir stand, dafür spürte ich täglich Wölfe und eines schönen Tages war mein bester Teil von Lappländern besucht. In prachtvoller Szenerie erblickte ich einmal zwei kapitale Rennhirsche und ich beschloß, die Strafe von 100 Kronen (wenn ich nicht irre) zu zahlen und einen zu erlegen. Ich schämte mich bißchen meiner Absicht, aber die Hirsche vor mir waren viel scheuer als oft Damwild in einem kleinen Tiergarten. Als ich zum Schusse an einem Baum anstrich, warfen beide Hirsche gegen mich auf, und vom Träger des Erwählten klang eine Kuhglocke an mein Ohr. Die Hirsche gingen in toller Flucht ab und ich dankte St. Huberto, daß er mich vor dieser Schande bewahrte. Ich schoß dann in den letzten Tagen zwei enorme Elchkühe, mehr für meinen Hausherrn und Jagdbesitzer, da die Unmasse von Wildbret in Fässern eingepöckelt, eine große Hilfe für den endlosen Winter darstellt. Die braven Leute taten alles, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Täglich gab es herrliche Forellen mit noch besseren Kartoffeln und täglich sammelten sie für mich „Moltebeeren", die mit „Flöde", d. h. Milch, köstlich munden. Ich beging einen großen Fehler, den fast alle Anfänger machen. Ich glaubte keinen Schuß abgeben zu dürfen, um die Ruhe im Revier zu wahren, und so kam es, daß ich von dem enormen Bestand an Auerhähnen, den Unmassen von Schnepfen und den vielen Schnee- und Haselhühnern mir keinen Tribut holte. Schüsse stören aber gerade im Urwald sehr wenig, da das Wild zu oft tote Baumriesen fallen hört und stets einen Schuß als fallenden Baum einschätzt. Die eigene Fährte ist hingegen ein arger Feind des Birschjägers. Am Heimwege konnte ich die Wanderung der Lachse im Namsenfluß beobachten und konnte sehen, mit welcher Kraft sich diese großen Fische zwischen Steinblöcken

durch die Luft schleudern. Leider kam ich nie mehr dazu, mir einen Elchhirsch zu holen und auch mein Traum, auf seinen großen Vetter in Amerika oder an der „Lena" zu jagen, blieb und bleibt wohl unerfüllt. Früher konnte man nach Norwegen reisen um zu sparen, und heute kann es sich nur mehr ein reicher Mann gestatten.

VIRGINISCHES WILD.

Mein Vater ließ in einem Rehgarten auf der Herrschaft Telč wenige Stücke dieses Wildes aus. Anfangs vermehrten sie sich gut. Als mein Vater starb und mein Bruder kein besonders großes Interesse an diesem Wilde hatte und für keine Blutauffrischung sorgte, degenerierte das Wild bald, vermehrte sich schlecht und war schließlich, als die letzten Stücke abgeschossen wurden, so klein geworden, daß man es im Zustande der Ruhe im Winter schwer von Rehwild unterschied. Überdies machte es sich unbeliebt durch die Gewohnheit hinter dem fütternden Heger im Winter nachzuziehen und den Rehen das Beste wegzunaschen. Auch war das Wild im Sommer äußerst scheu und hielt keinen Stand, sodaß man es fast nie sah. Das virginische Wild ist aber sehr schön, zweifellos viel graziöser als Damwild, hat vielfach in ruhiger Bewegung Ähnlichkeit mit Hochwild. Häßlich ist es in der Flucht, wenn es den überlangen innen weißen Wedel aufstellt. Ich glaube nicht, daß dieses Wild ebenso genügsam ist wie Damwild. Das nach vorne gebogene Geweih ist meist nicht vielendig aber interessant, und ein hübscher Schmuck an der Wand. Ich würde zweifellos lieber „virginisches" als „Damwild" in einem kleinen Tiergarten halten.

DAMWILD.

Ich schoß Damwild nur in verhältnismäßig kleinen Tiergärten und kann daher nicht das Gefühl aufbringen, mich bei dieser Gelegenheit jagdlich betätigt zu haben.

Das Wild ist meist zu zahm und produziert sich daher auch oft ungünstig. Ein zahmer Edelhirsch kann unter Umständen, im kleinen Gatter, auch recht wenig schön sein. Ich kann mir vorstellen, daß Damwild und besonders ein starker Schaufler in freier Wildbahn ein sehr schöner Anblick ist und auch die Jagd gewisser Reize nicht entbehrt. Unleugbar haften aber diesem Wilde gewisse Eigentümlichkeiten an, die unserem heimatlichen Urwild nicht angemessen sind. Eine Grantgazelle ist ein ganz prachtvolles Wild in Afrikas Steppen. In einem böhmischen Tiergarten wäre sie eine zahme oder wilde Ziege. Das Damwild ist in unseren Jagdgebieten schon so lange heimisch, daß man es mit Recht nicht mehr als Fremdling bezeichnen kann und doch, für mich ist es nur halbes Wild. Auch das Geweih eines starken Schauflers, so schön es auch ist, läßt sich mit dem des Edelhirsches oder Rehbocks nicht vergleichen. Es fehlt ihm die große Abwechslung. Wenn man in einem Tiergarten 5 starke Schaufler erlegt hat und sie nur zwei bis drei Tage nicht sieht, ist man nicht mehr im Stande die Unterschiede genau anzugeben.

Die einzige Entschuldigung für dieses Wild ist seine große Genügsamkeit, Widerstandsfähigkeit und gutes Wild-

bret. Es vermehrt sich gut, schält wenigstens nicht überall, gedeiht noch in sehr rauhen Lagen, und begnügt sich mit verhältnismäßig wenig abwechslungsreicher Äsung. Treiben sollte man Damwild nie, denn da zeigt es sich in seiner häßlichsten Form, wenn es mit erhobenem Wedel in garstigen Sprüngen die Schützen passiert.

Ich will aber Niemandem seinen Damwildgarten verleiden und begreife, daß man einen solchen unterhält, wenn man nichts besseres an dessen Stelle setzen kann.

DER EDELHIRSCH.

Hätte ich die Kapitel nicht nach der Reihe der Naturgeschichte folgen lassen, so wäre es mir schwer gefallen mit dem Löwen vor dem Edelhirsch zu beginnen. Es ist überhaupt eine große Ungerechtigkeit, den Wert einer Wildgattung höher zu schätzen, weil das Tier größer ist oder dem menschlichen Auge schöner erscheint. Warum soll gerade ein Hirsch schöner sein als ein Rehbock oder ein Eichhörnchen? Ich begegnete einst in Afrika einem Professor, der Vögel schoß, aber nicht der Bälge halber, sondern er suchte Eingeweidewürmer und er war sicher über einen neuen Wurm viel entzückter, als über den prächtigsten Mähnenlöwen. Für uns Jäger ist der Hirsch eben das, was in seinem naturgeschichtlichen Namen als „Edelhirsch" ausgesprochen ist und der höchste Wunsch eines jeden weidgerechten Jägers ist die Erbeutung eines kapitalen Hirsches und zwar in der Brunft. Mit diesem Ausspruche setze ich mich in Gegensatz mit gar manchem Prediger der Theorie, daß man in der Paarungszeit kein Wild bejagen soll. Da las ich vor Kurzem ein recht dickes Buch und darin den Satz: „Wenn der Bock treibt, dann ist der Hirsch feist und Feisthirschbirsch ist des Weidwerks Krone". Warum diese Birsche gerade die Krone des Weidwerks sein soll, ist mir nicht ganz verständlich. Meist, ja fast immer, besteht diese Birsche in

Gebirgshirsch.

einem viele Stunden währenden Ansitz auf einer Kanzel, nachdem konstatiert ist, wo die Hirsche aus den bekannten Einständen meist ausziehen. Man kann oft tagelang sitzen bis man die Hirsche sieht, da sie mit dem Herausziehen keine Eile haben. Meist ist es dann zu finster, den Hirsch

richtig anzusprechen. Schießt man doch, so liegt sicher der beste Zukunftshirsch. Zweifellos wird es gar nicht schaden, wenn ein wirklicher Weidmann auch in der Feistzeit seine Hirsche so oft als nur möglich beobachtet und wenn ihm der Richtige, der weggehört, vor die Büchse zieht, so mag er ihn auch ruhig erlegen. Hat aber jemand Glücklicher z. B. ein Revier, indem er 10 Hirsche zu schießen hat und darunter sagen wir 3 kapitale, so müßte derselbe durch viele Wochen förmlich im Walde herumkugeln bis er alle geschossen hat. Wenn der Tag nicht hinreicht wird der Mond zu Hilfe gerufen, und wenn das noch nicht nützt, kommt als Hilfe das elektrische Licht. Oder anders: Endlich ist es gelungen, auf einem Schlag oder auf einem Wildacker zu konstatieren, daß der ganz starke Sechzehnender dort auszieht. Nun zieht auch der Schütze aus, setzt sich geduldig hin und wartet und wartet und da kommt er und äst friedlich seinen bezw. den Klee des Jagdherrn, und wenn er schön breit steht, legt der geduldige Schütze am Rande des Hochstandes schön auf, und schießt ihn fein säuberlich nieder. Ich frage, welcher Herrenjäger, und nur von solchen kann hier die Rede sein, hat heute, und mag er noch so reich sein, die Zeit, wochenlang im Wald herumzuliegen? Ich frage weiter, warum soll der Schuß auf den Sechzehnender, auf dem Wildacker äsend, des Weidwerks Krone sein? Wenn ich 14 Tage lang an einer Stelle sitze, bis der erwartete Hirsch kommt, ist das sicher ein Beweis von großer Passion und Geduld, es kann auch eventuell je nach der örtlichen Situation, sehr langweilig sein, wenn man nicht Bücher mitnimmt. Warum das aber des Weidwerks Krone sein soll, geht mir nicht in den Kopf.

Ich bezweifle nicht den guten Willen aller Prediger der Waffenruhe während der Paarungszeit, ich akzeptiere aber nur einen Grund und der ist, es einer übergroßen Menge von Jägern unmöglich zu machen, ihre Hirsche und Böcke zu schießen und hoffe, daß die Prediger die hochlöbliche Absicht haben dabei selbst zu profitieren,

aber auch, wenn sie so unklug wären, dabei nicht an sich selbst zu denken, müßte ich diese edle Absicht zum Wohle des Wildes nur gutheißen. Die Begründungen aber sind nicht stichhältig. Es ist nicht richtig, daß ich meinem Revier in züchterischer Beziehung durch Abschuß von Hirschen, Böcken oder Auerhähnen in der Paarungszeit mehr schade als durch Abschuß in einer anderen Zeit und nicht richtig sind die Gefühlsmomente. Ist der Wildstand eines Reviers in Ordnung, so garantiere ich, daß kein weibliches Stück Wild, das brunftig ist, länger als 6 Stunden ohne höchst einwandfreie männliche Bedienung sein wird. Betreffs der Gefühlsmomente möchte ich mit Götz von Berlichingen sagen: Poesie im Walde in Ehren, -- aber mit süßlichem Poesiegequatsche . . . .! Das Weidwerk ist ein rauhes Handwerk und die Tötung des Individuums ist zweifellos das Roheste, jedoch Unvermeidliche an ihm. Um zum Schlusse zu kommen, möchte ich sagen: mit solchen Neuerungen wird man nichts erzielen. Von hundert heute Jagenden und Schießenden möge es gelingen 80 wegzuschaffen und unter ihnen eventuell auch einige Prediger und dann könnten die verbliebenen 20 ganz ruhig, schön und richtig „blatten" oder richtig „röhren", ohne daß das Weidwerk verrohen würde und

ohne daß die Wildstände quantitativ und qualitativ herabkommen. Das sind aber fromme Wünsche und ich glaube nicht, daß wir „Alten" heute noch gefragt werden. — Agonie der Jagd benenne ich diesen Zustand und erst nach voller Ernüchterung kann eine bessere Zeit kommen. Ich habe den Satz schon an einer anderen Stelle angewendet: „Ein dummer oder schlechter Kerl wird nie ein guter Jäger und Pfleger seines Wildes werden und wird immer, trotz aller Gesetze und Sprüchlein, als lebendes Unglück für das Wild sein häßliches Handwerk zu treiben Gelegenheit finden, sei es vor, während oder nach der Paarungszeit."

Die meisten Hirsche, die ich erbeutete, schoß ich in der Brunst und ich hoffe in dieser schönsten Zeit des Jahres heuer noch nicht den Letzten geschossen zu haben.

Meinen besten Hirsch schoß ich am 29. des IX. 1904 in Heinrichsgrün bei meinem Schwager Nostitz. Für einen böhmischen bezw. Erzgebirgshirsch ist er hochkapital. Einen zweiten kapitalen Hirsch schoß ich in Dux als Gast beim verstorbenen Grafen Georg Waldstein im Jahre 1897. Beide Hirsche erhielten den ersten Preis bei den alljährlich in Prag zu jener Zeit abgehaltenen Ausstellungen. Sie sind also meine Nobelstücke, trotzdem gar manche Hirsche, die ich in den Karpathen, Siebenbürgen und Niederösterreich erlegte, diesen beiden nicht viel nachstehn. Die sehr anstrengende alljährliche Brunst in Heinrichsgrün im ernsten Erzgebirge, die unvergeßlichen tagelangen Birschen in der Marmaros oder Siebenbürgen und die fast alljährliche so lieb gewonnene Zeit der Brunst im rebenumkränzten Bockfließerrevier meines Schwagers Rudolf Traun in Niederösterreich, bergen eine Fülle von schönstem Erleben und hohen Weidmannsfreuden.

Mein an Erinnerung wertvollster Hirsch ist ein Vierzehnender, den ich im Jahre 1913 in Siebenbürgen erlegte. Ich war Mitglied einer fünfköpfigen Jagdgesellschaft geworden. Die Jagd hieß „Guraró" unweit Hermannstadts. Um es kurz zu machen, die Jagd war zwar sehr billig,

Ritt ins Jagdrevier.

aber es war auch sehr wenig drin. Ich hatte das Gebiet des Berges „Foltea" zur Birsche überwiesen und bezog dort eine „Stina". Ich will nicht weiter erklären was so eine Stina ist. Von weitem sieht sie wie eine recht große Hütte aus, wenn man näher kommt ist es ein Stall, der sein Licht von einem oben offenen Dach bezieht und wenn sich der Nichtkenner nun etwas recht Unangenehmes zum Wohnen darunter vorstellt, so wird er

nahezu das Richtige erraten haben. Dort saß ich volle sechs Tage in dichtestem Nebel und konnte die Gegend nicht einmal auf 100 Schritte um meine Wohnung sehen. Mein Diener, den ich mitgenommen hatte, bekam einen rheumatischen Anfall und konnte kaum beim Kochen stehen, geschweige gehen und als sogenannten „Wissenden" hatte ich einen 15jährigen rumänischen Buben zum Holzhacken etc. mitgenommen. Sonst war er zu nichts zu brauchen. Endlich fiel etwas Schnee, in der Nacht war der Himmel klar und zeitig morgens brach ich zur ersten Orientierungsbirsche auf. Von der Hütte stieg ich gleich den Berg hinauf und konnte dann, wenn ich die Höhe erreicht hatte, auf alten Schafsteigen mein ganzes Revier umkreisen. Ich spürte oben bei den Latschen ein starkes, ein schwaches Stück Wild, sowie einen recht guten Hirsch. Der Morgen war prachtvoll, doch war kein Ton zu hören. Als ich abends heimkehrte, wußte ich, daß so gut wie fast gar nichts da sei, denn ich spürte am Heimweg an der Grenze dasselbe Wild in der Richtung gegen das Plateau des Berges. Täglich wanderte ich mit der Laterne zu meinem Verhörplatz auf dem Plateau, doch hörte ich nur einmal einen Hirsch in meiner Jagd wenig melden. Ich ließ mir täglich vom Rumänen meinen Rucksack des Morgens hinauftragen und sandte ihn dann heim. Ich war vollkommen orientiert und wußte so ziemlich den Wechsel des wenigen Wildes und ich hätte fast die Plätze bestimmen können, auf welchen der glaube ich einzige Hirsch, der da war, geschossen werden könnte. Mein Hirsch war aber nicht mehr da, denn ich spürte das Tier mit Kalb noch zweimal, aber allein. Am 13. Tage meiner wörtlich hohen Anwesenheit legte ich mich in einem Windbruch Mittag in der Sonne nieder, ich konnte aber nicht schlafen und nahm wie schon einigemale das Kuhhorn und meldete mich einigemale recht eindringlich. Da antwortet plötzlich ein Hirsch aus einem großen Schlag der gegenüberliegenden zu einer fremden Jagd gehörigen Lehne. Bald hatte ich ihn mit dem Glase entdeckt, ich

Mein Quartier in Siebenbürgen.

sah, daß es ein jagdbarer Hirsch sei, doch war die Entfernung zu groß, um das Geweih anzusprechen. Der Hirsch antwortete auf jeden Ruf prompt und kam langsam den Hang herunter, schließlich in einem Horst verschwindend. Ich suchte das Terrain oberhalb des Hirsches gut ab, ob nicht Kahlwild dort stünde und da entdeckte ich ganz oben an der Waldkante zwei menschliche Gestalten und konnte auch sehen, daß sie ab und zu stehen blieben und daß bestimmt Einer ein Gewehr trug. Mir wurde ganz kalt vor Schreck, das waren keine Menschen für mich, das war der Teufel selbst, der mir den einzigen Hirsch der überhaupt da war, rauben wollte. Mein Horn wanderte in den Rucksack und ich ließ die Gestalten, sowie den Horst nicht mehr aus den Augen. Die Gestalten wanderten sehr langsam, doch sie verschwanden schließlich, ich durfte aber nicht mehr melden, um sie nicht wieder zu locken. Ihren Hirsch, der von ihnen nicht weiter wie 500 Schritte entfernt war, mußten sie, da überriegelt, gar nicht gehört haben. Ich wartete und wußte mir eigentlich gar keinen Rat. Wenn man nichts zu tun weiß, so ist es ja meist das Beste man picke sich irgend-

wo ruhig fest, und so tat ich auch. Nach langer Zeit erscheint mein Hirsch am untern Rande des Horstes, verhofft einige Augenblicke und kommt im raschem Troll den Berg herunter gegen meine Grenze. Was nun tun, zwischen mir und der Grenze sicher tausend Schritte undurchdringliche Dickung und schlechter Wind, dabei schon recht spät und ich entschloß mich, rasch nach Hause zu laufen, um mir noch am Heimweg meine Anmarschlinie für Morgen früh zu memorieren. Ich überquerte einen Bach, der in späterer Folge tief unter meiner Stina vorbeifließt, später verirrte ich mich fast vollständig und ich erreichte recht zerkratzt und durch und durch nass bei vollständiger Dunkelheit die Stina, die mir in diesem Momente wie ein Palast vorkam. Ich hatte nun Zeit beim Abendessen und bei recht viel Cognac, der meinem Rumänen leider ebenso mundete wie mir, meinen Plan für morgen zu schmieden. Es war mir vollkommen klar, daß ich den Weg, den ich heute kam, nicht gehen kann, denn es war eben kein Weg und so beschloß ich 4 Stunden Nachtmarsch mit Laterne zum Bache und diesen entlang hinauf bis zu der Stelle, wo ich den Bach passierte. Ich wollte unbedingt noch vor Schußlicht diesen Platz erreichen. Voller Erwartung schlief ich auf Holz, man nannte es Reisig, wie ein Stein, bis der Wecker rasselte. Diesmal nahm ich meinen rumänischen Jüngling ganz mit. Ich hatte so ein Gefühl. daß ich ihn brauchen werde. Nun hinunter zum Bach und dann längs desselben hinauf. Leser verlange nicht, daß ich das beschreibe. Es war gräßlich, fast fort durch Dickungen und dazu zerbrochene. Lange Strecken ging ich schließlich einfach im Bach. Meinem Begleiter war die Sache fast zu toll und er meinte, das ginge nicht und man könne da nicht weiter, es ging aber doch und ich erreichte meinen Platz noch vor dem

Am 14ten Tage meiner wörtlich „hohen" Anwesenheit.

ersten Dämmern. Nachdem ich mich von meinem strapaziösen Marsch erholt hatte und das Wasser aus meinen Schuhen ausgeleert war, erklomm ich einen vor mir liegenden Hügel, um oben, ungestört vom Rauschen des Wassers, der Dinge zu harren, die mir zu erleben vielleicht beschieden seien. Kaum war ich oben, so höre ich auch schon meinen Hirsch tief unter mir in jenem Dschungel, das ich gestern schon als zwischen mir und dem Hirsche gelegen, nannte. Endlich war es so weit hell, daß ich es versuchen konnte zu melden. Der Hirsch antwortet sofort, ein nächster Melder meinerseits wird nicht beantwortet und ich versorge mein Horn. Da, ein deutliches

Knacken seitwärts, gerade von dort, wohin der Wind blies, und in diesem Moment sehe ich auf 40 Schritte vor mir zwischen Unterwuchs und gebrochenen Bäumen das rechte Licht, den rechten Loser und ein Stück der rechten Geweihstange des Hirsches. Der Hirsch hatte mich wahrgenommen und es blieb keine Zeit zur Überlegung. Na in Gottes Namen aufs Licht gezielt und nur etwas nach rechts verrückt und der Schuß bricht. Laut- und regungslos stehe ich und lausche. Nichts zu hören, als die schönste Antwort im tiefen Bergwalde — das Echo —. Ich lausche fort und stehe, sehe mich nach meinem Wilden um, der kauert regungslos am Boden. Ja, warum stehe ich denn fort, dort muß ja mein Hirsch liegen mit der Kugel mitten auf der Stirne, es kann doch gar nicht anders sein, denn in der Flucht hätte ich ihn hören müssen und er ist eben lautlos in sich zusammengesunken. Ich lehne die Büchse an den Baum und klettere über gefallene Waldesriesen geradezu auf die Stelle los und auf einem morschen Baume stehend, sehe ich ihn so wie ich gedacht vor mir. Kein schwerer Schuß, aber ein schöner. Ein guter Vierzehnender, bei weitem nicht kapital, aber es war der erste Hirsch, den ich als Fremder in einem mir neuen Urwaldrevier mir ganz allein bestätigte und mir verdiente. Daß ich noch am selben Tage einpackte und in die auch im Revier gelegene untere Hütte zog, um dort in einem Bett zu schlafen, des anderen Tages nach Hermannstadt fuhr, noch eine Nacht im Hotel schlief und den Schnellzug bestieg, ist wohl begreiflich. Wenn ich allein in meinem Zimmer sitze und der Blick über meine Trophäen schweift, so bleibt das Auge immer länger auf ihm, jenem Vierzehnender haften und wenn ich mich wieder abwende, könnte der Lauscher hören: — „Tja, das war wunderschön —."

Ich kann nicht von allen Hirschen schreiben, die ich geschossen habe und ich kann auch nicht von allen herrlichen Revieren erzählen, in denen ich jagen durfte. Es gäbe einen Folianten und noch dazu einen solchen, in

dem es mir nicht gelänge, meine Empfindung wiederzugeben. Ich will nur noch ganz Weniges herausgreifen aus dem, was ich erlebt und dann danke ich halt nur sehr, sehr herzlich Allen, die mich diese glücklichen Tage und Stunden erleben ließen.

Nur einmal im Leben habe ich ein nach alter Sitte abgehaltenes „eingestelltes Jagen" mit Dunkelzeug mitgemacht. Es war bei Fürst Max Egon zu Fürstenberg auf der Herrschaft Pürglitz. Es wurde an zwei aufeinanderfolgenden Tagen gejagt und zwar fand am ersten Tage das erwähnte Jagen statt und noch Triebe mit normalen Lappen. Den zweiten Tag birschten alle geladenen Gäste. Ich habe am ersten Tag einen Hirsch, zwei Tiere, ein Kalb und zwei Damschaufler erlegt. Den zweiten Tag auf der Birsche einen Hirsch, einen Dambock und eine Damgais. An diesen zwei Jagdtagen nahmen 13 Herren teil, es wurden insgesamt 73 Stücke Hoch- und Damwild erlegt. Die Leitung dieses Jagdbetriebes war geradezu musterhaft. Alles ging wie am Schnürl. Leider wußte man als Schütze nicht genug von der großen Arbeit mit tiefem Verständnis zur Vorbereitung des eingestellten Jagens. Ich kann mich heute nicht mehr erinnern wieviel Stücke Wild im eingestellten Jagen bestätigt waren und wieviele erlegt wurden. Zweifellos waren es verhältnismäßig Viele aus fast ganz freier Wildbahn, die

so einzukreisen nur eine große Zahl von ganz vorzüglich geschultem Personale im Stande war. Die sicher schon durch mehrere Nächte währenden Vorbereitungen und Unternehmungen hätte ich gerne mitgemacht. Abends bei köstlicher Galatafel ward mir und noch einem Herrn das fürstliche Jagdzeichen überreicht, wobei man einen bedenklich großen Becher leeren mußte, ein Weidmannsheil dem Spender und dem Jagdherrn zurufend. Gottlob war der Becher nicht ganz voll, denn, einen guten Tropfen nicht verschmähend, war ich nie ein Trinker großer Menge. Auch dies ist vorbei für immer, aber nicht vergessen und ich rufe dem liebenswürdigen Hausherrn, sowie seiner Gattin ein dankerfülltes Weidmannsheil zu. Von Edelwild zu schreiben und des „Bockfließer Revieres" meines Schwagers R. Traun in Nieder-Österreich nicht gründlich zu gedenken, hieße dem Zweck dieses Büchleins nicht entsprechen. Habe ich doch dieses Revier in seiner heutigen Form werden gesehen, ja ich möchte fast sagen, daß ich recht bedeutend durch Rat und Tat dazu half, es auf eine hohe Stufe zu bringen. Seit dem Jahre 1901 kenne ich das Revier und ich habe bis zum heutigen Tage in einer langen Reihe von Jahren gar manche Birsche dort absolviert und gar manche Treibjagd mitgemacht. Ich habe in diesen Jahren 33 Hirsche nebst manchem Stück Kahlwild dort erlegt. Viel oder nicht viel, wie man will. Sicher viel, wenn man bedenkt, daß das Revier, das heute vollständig abgegattert ist, nur za. 1300 Hektar umfaßt und außer meiner Wenigkeit doch auch noch recht viele andere Herren Hirsche schossen. Als ich dort zu jagen begann, war das Revier gatterlos und nur an einer Seite noch von dem Zaum eines eben aufgelassenen Tiergartens begrenzt. Es war entschieden viel Wild vorhanden, das Wild war sehr stark im Körperbau, jedoch waren die Geweihe meist häßlich, schubkarrenförmig. Es gab uralte Hirsche, die es verstanden, die rings um den Wald lauernden Feldjäger zu überlisten und die auch beim Jagen sich stets drückten. Hier wäre zu erwähnen,

daß zur Zeit des Vaters meines Schwagers fast gar nicht gebirscht wurde, sondern in der Brunst getrieben. Der alte Herr lud fast jährlich dieselben Gäste ein und ich machte einmal den Witz, daß diese uralten Hirsche und alten Tanten, die in dem Revier lebten genau wußten, auf welchem Stande alljährlich welcher Exzellenzherr säße. Es wurde also nach dem Tode des alten Herrn bei meinem Schwager erst die Birsche in der Brunst als Regel eingeführt, und erst nach der Brunst auf Kahlwild und schwache Hirsche gejagt. Die erbeuteten Geweihe waren aber meist gering und ein Hirsch mit mehr als 10 Enden trotz hohen Alters war eine Seltenheit. Die Hirsche zeigten zuweilen eine dreifache Krone, es fehlte ihnen aber dann fast immer das Eisende. Endlich wurde das Schießen, hauptsächlich auf Hirsche am Felde, meinem Schwager zu dumm und er entschloß sich, den Kern des Revieres vollständig einzugattern. Schon damals stand ich auf dem Standpunkt möglichst das ganze Revier einzuzäunen, da ich es für Wald und Wild besser hielt, weniger Wild auf großer Fläche zu halten, als umgekehrt. Berechtigte Bedenken betreffs der Kosten des Zaunes und die Meinung, daß die außerhalb des Zaunes gelegenen Revierteile nun außer Verbiß, den Schaden im Tiergarten ausgleichen werden siegten, und es blieben leider verhältnismäßig große Revierteile außer Zaun. Der Zaun war also fertig und nun begann die Hege. Vorerst konnte man eigentlich gar keine Hirsche schießen, denn das Geschlechtsverhältnis war sehr ungünstig und ich erinnere mich der Birschen in den ersten zwei Jahren, wo mein Schwager und ich täglich in der Brunst hinausfuhren, nur die Hirsche an-

sahen und ab und zu ein Kalb oder Tier schossen. Endlich hieß es, daß genug Hirsche da seien und es konnte ein planmäßiger Abschuß beginnen. Nun wurden erst recht gute Kronenhirsche geschont sowie überhaupt Hirsche mit endenreichen Geweihen. Wir verlegten uns hauptsächlich auf jene zahlreiche Rasse, die oft enorme Augenenden trugen, aber sonst nur sehr endenarm waren. Meine allerbesten Bockfließer hängen heute dort im Schloß, aber diese Auslese finde ich bei mir an meiner Wand. Bei der Suche nach diesen Hirschen sah ich gar manchen kapitalen Hirsch und hatte auf solche Schadhirsche viele interessante Erlebnisse. Bald zeigten sich die Früchte dieser Enthaltsamkeit und Hege mit der Büchse und eine ganze Reihe prächtiger Geweihe im Schlosse zu Bockfließ beweisen, daß das Hochwild im neuen Tiergarten in der Masse, resp. im Gewicht, nicht abnahm, jedoch die Geweihe sich qualitativ ganz auffallend besserten. Dann kam der Weltkrieg und mit ihm kam auch in den Bockfließer Tiergarten eine gewisse Unordnung. Die Auslese wurde nicht mehr so streng genommen und die Winterfütterung wurde mangelhaft. Ein hochkapitaler, ja der beste Hirsch, der überhaupt im Bockfließ geschossen wurde, stammt aus der Vorkriegszeit und wurde im Jahre 1922 von meinem Schwager erlegt. Das Geweih zeigt 16 Enden, wiegt $8^1/_2$ kg und ist so gut, daß es Jeden, selbst in den Karpathen sehr erfreuen würde. Während der Hirschbrunft 1925 birschte ich 9 Hirsche an. Alle waren jung und hoffnungsvoll und ich ließ sie ziehen. Ebenso taten mein Schwager und seine Söhne, wir schossen nur je einen Hirsch, der abschußreif schien. Auch diese Hirsche waren nicht alt und ob wir uns nicht in der Wahl irrten, ist eine große Frage. Ein wirklich sehr starker Hirsch war da und dieser kann heuer eventuell kapital sein. Sollen im Bockfließ wieder wirklich starke Hirsche geschossen werden, wird man ein bis zwei Jahre vorsichtig schießen müssen. Junge Zukunftshirsche gibt es genug.

Wie man gerne auf Wegen fährt, die keine Wege sind.

Jäger, die wie ich kein Geld haben, um es für die Jagd auszugeben, werden bald ihren letzten Hirsch geschossen haben und ich erhoffe nur eines für mich, daß dieser Moment erst eintritt, bis ich physisch gezwungen sein werde nur mehr von der Hirschbrunft zu träumen.

DAS NILPFERD.

Ich habe zwei Stücke geschossen, aber ich muß offen gestehen, viel Freude bereitete es mir nicht. Das häßliche Tier kennt Jeder von Abbildungen und aus zoologischen Gärten. In freier Wildbahn, das heißt im Wasser, denn zu Lande sieht man sie fast nie, sind sie

Hunderte Nilpferde in einem Tümpel in der Provinz Bahr el Ghazal.

liebe Gesellen. Ich habe sie immer gerne betrachtet, wenn sie, ihre kleinen Pferdeohren spitzend, sicherten, oder den gewaltigen Rachen aufsperrten. Das Brüllen der Nilpferde gehört nächst der Stimme des Löwen zur schönsten nächtlichen Musik für den Afrikareisenden. Ich glaube Nilpferde bevölkern wohl alle größeren Gewässer des noch wilden afrikanischen Kontinents. Die größte Masse, es müssen mehr wie Hundert gewesen sein, sah ich in der Provinz Bahr el Ghazal in einem großen Tümpel. Es war ein besonders wasserarmes Jahr, die Sümpfe waren vielfach ausgetrocknet und dies dürfte der Grund gewesen sein, daß sich diese große Menge an einem so kleinen Wasserbecken vereinigte. Mein Reisegefährte Herr Oswald von Riedel und ich beobachteten und photographierten die Tiere, die in furchtbarer Angst sich in dem seichten Wasser kaum verbergen konnten und sehr erbost waren. Wir wollten nichts erlegen, es wäre aber auch unmöglich gewesen, ein erlegtes Tier aus

dem Wasser zu holen und man wäre sicher zerrissen worden.

Auf meiner III. Reise schoß ich zwei Nilpferde und wie schon gesagt, ohne viel Freude. Wir lagerten am Tanafluß, als wir die Nachricht bekamen, daß unweit ein Amerikaner mit seiner Gattin und einem Engländer lagert. Wir verließen den Platz, da uns Nachbarschaft nicht sympathisch war. Freund Pálffy marschierte mit der Karawane zum neuen Lagerplatz, während ich birschte. Als ich zum Lager kam, hörte ich, daß meine Apotheke in Tätigkeit war. Jener Amerikaner hatte Büffel bejagt und saß nach Angabe seiner Leute meist aus Angst in den Kronen der Bäume. Einer seiner Leute war verwundet und der Amerikaner warnte meinen Freund in den Busch einzudringen, da noch mehrere angeschossene Büffel in demselben stünden. Einige Zeit später lagerten wir an einem idyllischen Platz am Tana. Dort hatte sich ein größeres Rudel Nilpferde gesammelt. Wir liebten unsere Nachbarn, die uns allnächtlich die schönste Musik machten und beschlossen erst vor Abmarsch aus diesem Standlager unsere Nilpferde zu schießen. Ich kehrte eines Tages von langer Birsche überglücklich mit einer erlegten Löwin heim und höre bereits aus weiter Entfernung vom Lager beständiges Schießen. Endlich sah ich auch Pálffy am Ufer des Tümpels und ich verstand nicht, warum er unsere Abmachung brach. Bald war ich im Bilde. Plötzlich tauchte bewußter Amerikaner auf und eröffnete ein Schnellfeuer auf die armen Hyppos. Nun wollte Pálffy auch nicht warten und so schossen wir Jeder unsere erlaubten zwei Stücke. Ich hätte mich hier mit dieser Geschichte nicht so lange beschäftigt, wenn ich nicht später gehört hätte, daß bewußter Herr ein Buch geschrieben hat, in welchem er sich ein bißchen stark wohlwollend über mich und Pálffy geäußert hat. Jenem Herrn spreche ich, nach dem was ich weiß, den Titel „Sportsman" ab. In Afrika erschien er Jedem lächerlich zu jener Zeit.

Das Nilpferd, sonst das unschädlichste Tier, das man sich nur denken kann, ist ein Pflanzenfresser; ich kann mir vorstellen, daß sein enormer Rachen in Gegenden, wo Ackerbau betrieben wird, großen Schaden anrichtet. Ein wirklicher Sportsmann wird sicher nicht mehr, als ein bis zwei Stücke als Vertreter der Spezies erlegen, denn die Jagd ist wenig interessant.

DAS WILDSCHWEIN.

Leider habe ich nie ein Schwein in freier Wildbahn erlegt, denn die neun Stücke, die ich auf der Markgräflich Pallavicinischen Herrschaft Szilvás in Ungarn schoß, waren zwar wirklich wilde einheimische Schweine, der Wald aber leider von einem langen Zaun umgeben gewesen. Ich schoß damals im Februar 1913 am ersten Tag, nachdem ich das Glück hatte, beim Treiben 4 Hirsche zu erlegen, in der Nacht beim Mondschein zwei kapitale Keiler bei einer Fütterung. Tags darauf schoß ich im Treiben einen kapitalen, einen geringeren Keiler, einen Überloffenen und vier Frischlinge. Diese zwei Tage ge-

hören zu den schönsten Erinnerungen, die ich jagdlich mein Eigen nenne. Ich schoß damals einen 12er Hirsch, der anscheinend krank war, über Aufforderung des Försters. Ich machte eine Bemerkung, ob es nicht doch schade sei, worauf er mir erwiderte: „Oh nain bittä solche hobän wir hundärtä". Außer diesen 9 Stücken Schwarzwild schoß ich nur Schweine in Tiergärten und darunter gar manches kapitale Stück, meist im Tiergarten meines Vaters, der bald nach dessen Tode aufgelassen wurde.

Es gibt kein Wild, das sich so gut für einen Tiergarten eignet, wie das Schwarzwild. Wenn das Terrain nur einigermaßen entspricht, gedeiht es vorzüglich, vermehrt sich gut, läßt sich sehr gut treiben und man merkt ihm seine Zahmheit nie an. Ein grober Tiergartenkeiler ist auch ein recht heikler Patron, wenn er angeschweißt sich irgendwo eingeschoben hat. Man darf natürlich nicht im Tiergartenbetrieb so weit gehen, daß man die armen Tiere in verschiedenen Trieben verteilt in Kisten einsperrt und dann mit einem geschliffenen Hirschfänger an der Seite, als bewährter Waidmann, die von einem Treiber ausgelassene Sau totschießt. Das sind Übungen, die für das Mittelalter paßten, mit denen man sich aber in der Neuzeit vor dem letzten und dümmsten Treiber lächerlich macht. Eine Kugeljagd ist immer mehr oder weniger Glücksache und es schadet gar nicht, wenn das Unternehmen etwas anders ausfällt, als man es gerade wünschen würde. Darin liegt der große Reiz. Ist der Raum, in dem gejagt wird, der Größe nach entsprechend, so wird es nicht schwer sein, durch Fütterung die Schweine in jene Triebe zu verteilen, die man zu jagen wünscht. Schießt dann endlich ein alter würdevoller Herr einen Frischling und ein junger passionierter Bursch zehn grobe Stücke, so wird das dem alten Herrn gar nichts schaden und den jungen Burschen sehr erfreuen und Letzterer wird gerade diesen Tag sein ganzes Leben nicht vergessen. Sollte mich auf diese Zeilen hin ein Jagdherr auf

Schweine einladen, so bitte ich ihn zur Kenntnis zu nehmen, daß ich weder ein würdiger alter Herr bin, noch ein junger Bursche und daher zwischen einem Frischling und zehn groben Schweinen zu rangieren hätte. Sehr vorteilhaft ist es auch, wenn man ein Schweinchen schon vor der Jagd schießt, da es beim Dinner mit Hagebuttensauce köstlich schmeckt.

DAS WARZENSCHWEIN.

Ich traf dieses Wildschwein in allen Gegenden Afrikas, die ich bereiste. Das Tier ist zweifellos häßlich und doch jagte ich es immer gerne. Lebend in freier Wildbahn ist es ein guter Anblick. Manchmal haben diese Tiere auch recht viel Komisches an sich. Einmal machte eine Bache mit ganz winzigen Frischlingen Miene mich anzunehmen, was mehr komisch als gefährlich war. Diese Schweine verkriechen sich auch in Erdlöcher und es ist äußerst heiter ein Warzenschwein zu beobachten, das in voller Flucht einen solchen Bau erreicht. Im letzten Moment macht es Halt und fährt nach rückwärts in die Röhre. Dies sah ich ein einzigesmal und ich glaube fast, daß der Bau nur zum Setzen der Frischlinge benützt wird.

Sehr merkwürdig ist, daß es nicht nur mir passierte, daß ein weit in der von Sonnenglut flimmernden Steppe ziehendes Warzenschwein als Löwe angesprochen wird. Meinen stärksten Keiler schoß ich unweit Pundamilia auf meiner III. Reise am Marsche zum Tanafluß. Interressant ist, daß im Gegensatze zu unserem europäischen Wildschwein die Waffen des Unterkiefers gering, hingegen die des Oberkiefers oft sehr mächtig sind. Nachdem eine Karawane sich überwiegend aus Mohammedanern zusammensetzt, besteht kein Interesse für das Wildbret. Ich trachtete immer wieder ein Schwein zu schießen, da das Fleisch, besonders kalt, wie das beste Pulard mundet.

DAS ZEBRA.

Der alte Spruch „das Zebra findet man stellenweise" ist unrichtig. Schon vom rollenden Schnellzug der Ugandabahn wird der Neuling erstaunt sein und es fast für unmöglich halten, in welch großer Zahl und in was für großen Rudeln er gerade von Zebras begrüßt wird. Ich sah, wie ein enormes Rudel Zebras in eine Staubwolke gehüllt, nicht erschreckt, sondern aus bloßem Mutwillen noch vor dem Schnellzuge die Bahnroute forcieren wollte, was ihm nicht gelang. Die Tiere wendeten und nun ging die Fahrt landeinwärts in tollen Sprüngen. Geradezu staunenswert sind beim Zebra die Beispiele von Mimikri, sie erscheinen einem meist silbergrau und absolut nicht gestreift. Der Neuling wird auch verwundert sein, daß das eigentümliche Bellen in der Nacht, das er sich nicht erklären kann, das Wiehern der Zebrahengste ist. Der brausende Galopp eines Rudels Zebra in der Nacht gehört neben dem Brüllen des Löwen und dem

Heulen der Hyäne zu jenen Genüssen, die jeder der schwarzen Sphinx Verfallene nie mehr vergessen kann.

Das erste Tier, das ich in Ostafrika erlegte, war ein Zebra. Ich schoß sicher bei meinen Reisen die erlaubte oder annähernd die erlaubte Zahl, aber nicht aus besonderer Freude an der Jagd, sondern um ein Luder für Löwen legen zu können oder um Fleisch für die Karawane zu beschaffen. Es zu schonen hat keinen großen Sinn. Die Tiere sind ungemein zahlreich und haben als Pferderasse wohl keine Zukunft. Es sind böse, Feist ansetzende Tiere, die wohl niemals eine praktische Verwendung finden werden. Beobachtet man ein Rudel Zebras, so sieht man, daß hauptsächlich die Hengste fort schlagen und beißen, ja oft erbitterte Kämpfe aufführen. Das Zebra scheint eine Lieblingsspeise des Löwen zu sein. Wo viel Zebras sind, sind auch sicher Löwen und nicht selten findet man die Reste eines gerissenen Zebra. Auf ein Zebra gab ich, da ich dringend Fleisch brauchte, den weitesten erfolgreichen Schuß meines Lebens ab. Es

waren abgeschrittene 546 Schritte. Das Wildbret des Zebra ist unapettitlich dunkel, fast schwarzrot, mit dickem dunkelgelben Fett durchzogen. Meine Leute überaßen sich einmal und des anderen Tages baten viele um Chinin gegen Fieber, erhielten von mir aber Abführmittel, die sehr heilend wirkten. Der Schwarze nimmt ungemein gerne Medizin und ist der dankbarste Patient, den man sich denken kann. Selbst reines Wasser in einem kleinen Fläschchen mit einem Wattebausch zum Betupfen eines schmerzenden Zahnes wirkt Wunder und wird sogar wieder verlangt.

DAS RHINOZEROS.

Das Doppelnashorn traf ich sowohl im Sudan, als in Engl. Ostafrika. In manchen Gegenden Ostafrikas, z. B. am Tanafluß gab es Plätze, an denen es so häufig war, daß es einem bei der Birsche störte. Ich war dort gelegentlich meiner III. Reise auf der Suche nach Büffeln in einen lichten Wald eingedrungen, mußte diesen aber verlassen, da es nicht möglich war, den vielen Pharus auszuweichen. Ich sah an diesem Tage, ohne die Tiere zu suchen, 16 dieser vorsintflutlichen Dickhäuter. Mein erstes und stärkstes männliches Rhinozeros schoß ich gelegentlich meiner Reise II in Ostafrika nicht allzuferne von Rumruti (Likipia). Der riesige Bulle schlief und ich wußte nicht, wo vorne oder hinten ist, so merkwürdig ist der Anblick dieses Tieres für ein noch nicht geübtes Auge. Ich traf den Bullen schlecht, da ich sehr nervös war und streckte ihn erst nach mehreren Fangschüssen. Als mich mein Reisegefährte Karl Hoyos auf dem Rhino sitzend photographierte, erhob dieses noch einmal sein Haupt, um zu verenden. Ich war aber sehr schnell herunter gesprungen.

Auf derselben Reise schoß ich ein zweites starkes Stück mit sehr langem Vorderhorn. Es war eine Kuh.

Mein erstes und stärkstes Rhinozeros.

Meine weiteren Rhinozerosse waren schwächer im Horn, ich hatte sie auch nicht zum Jagen erwählt, sondern ich schoß sie, da sie mich angriffen. Das dummdreiste Tier ist unberechenbar. Es hört und sieht schlecht, windet jedoch sehr gut. Kennt man diesen Umstand, so kann man sich mit dem „Pharus" recht viel erlauben. Haben sie einen aus dem Winde verloren, so ahnen sie meist nichts mehr vom Jäger. Gerade dieser Umstand, daß man sich an die Urwüchsigkeit dieser Kolosse gewöhnt, trägt sicher die Schuld manchen Unglücks. Mich griffen mehrfach Rhinozerosse an, das heißt ich zähle alle, die auf mich losgingen, was nicht immer ein Angriff sein muß. Die Tiere wollen sich oft nur über das, was sie vor sich vermuten, näher orientieren. Man tut aber gut, wenn man nicht schießen will, so einen Anmarsch mit einer in rechtwinkliger Direktion angesetzten Flucht zu quittieren, dabei den Wind beachtend. Das Tier wird, wenn es an die warme Fährte des Menschen kommt,

meist sein Pürzel erheben und in der erst angenommenen Direktion fliehen. Einmal passierte es mir aber anders. Ich war am Tana mit mehreren Leuten unterwegs. Wir wichen einer Nashornmama mit erwachsenem Jungen aus. Sie nahm uns aber energisch an. Alle meine Leute und ich liefen aus der Richtung heraus, bemerkten aber weitergehend, daß die Rhinos einen Bogen um uns schlugen und sofort, als sie uns in den Wind bekamen, scharf angriffen. Nun drängten meine wehrlosen Leute zum Schuß, da keine Bäume zum Besteigen vorhanden waren. Ich wollte den Tieren noch eine Chance geben und wir zogen uns rasch zurück, doch das erboste Tier wendete gegen uns und erhielt in diesem Momente meine Kugel ins Genick. Laut schreiend verendete der Koloß und der Herr Sohn blieb bei der Mutter stehen. Statt nun weg zu gehen, wollte ich photographieren, näherte mich noch etwas und wir wurden von dem jungen fast ausgewachsenen Tier neuerdings angegriffen. Wir liefen was wir konnten, doch es blieb nichts übrig, als auch das zweite Stück zu erlegen. Das Erlebnis war zweifellos interessant, doch hatte ich keine Freude an diesem Doppelmord.

Noch einmal wurde ich von einem Rhino bei Pundamilia am Marsche zum Tanafluß angegriffen. Ich hatte einen Riedbock mit Pálffy erlegt und ging ohne Büchse zum gestreckten Bock. In dem Moment bricht aus dem Busch ein Rhino und stürmt gegen mich. Pálffy konnte nicht schießen, da ich und der Feind in einer Linie waren. Als das Rhinozerus an einem kleinen Bäumchen, zu dem ich mich drückte, vorbei stürmte, reichte mir der herbeieilende Gewehrträger meine Büchse. Ich hatte die Nerven verloren und schoß das Tier eigentlich nach überstandener Gefahr. Mit dem was ich hier über Rhinozerosse schrieb, ist die normale Frage, ob diese Tiere gefährlich seien, so gut wie beantwortet. Das Rhinozeros ist ein gewaltiges sehr rasches Tier, das zweifellos dem Jäger sehr gefährlich werden kann. Das Tier ist aber enorm urwüchsig, hört schlecht und sieht fast nichts und windet

nur sehr fein. Einem „geschickten erfahrenen Jäger" wird dieser Dickhäuter nicht übermäßig imponieren und doch wird er gut tun, sich stets gegenwärtig zu halten, daß das Tier unberechenbar ist. Ich möchte hier als Beweis für das urwüchsige Benehmen noch zwei Erlebnisse niederschreiben. Ich hatte am nördlichen Guase Nyiro bei meiner Reise II ein Rhino schwer angeschossen und gab ihm den Fangschuß, der es laut klagend verenden ließ. Wir stellten die Gewehre an der Stelle, von wo ich schoß, zu einem Bäumchen und gingen hin, um die Trophäe zu bergen. Ich war in Betrachtung meiner Beute, als meine Leute in rasender Aufregung „Pharu, Pharu" riefen und da sah ich schon das Ungetüm blasend auf uns zustürmen. Wir sprangen zu den Gewehren, doch ich schoß nicht. da ich erkannte, daß das Tier lediglich auf den Schrei des verendenden Artgenossen zusteuerte. Dort angelangt pfauchte und blies es, machte eine rasche Kehrtwendung und stürmte in eine Staubwolke gehüllt davon. Auf ca. 1000 Schritte Distanz blieb es stehen, drehte sich einigemale um seine Achse, dabei mit den Hinterbeinen Erde von sich schleudernd und — jetzt kommt die große Komik — tut sich nieder und schläft ein.

Ich hatte eine Hyäne geschossen. Als wir uns anschickten das Tier abzuhäuten, entdeckten wir erst, daß auf kaum 200 Schritte von uns drei Rhinozerosse stehen. Meine Leute, die mich damals schon gut kannten, gaben mir den schweren Corditerifle in die Hand und arbeiteten ruhig und kichernd weiter. Ich beobachtete die Rhinos die anfänglich fort gegen uns sicherten, sich aber später ganz ruhig legten.

Im Sudan sah ich diese Gattung nur zweimal, dafür konnte ich in aller Ruhe einige Exemplare des schon fast sagenhaften „Breitmaul-Nashorn" auch „weißes Nashorn" genannt, betrachten, und zwar gelegentlich meiner Reise V in der Provinz Bahr el Gazall. Es war verboten, die Tiere zu schießen. Als ich ihr ziemlich zahlreiches Vorkommen in Karthoum nach der Rückkehr

meldete, wurde sehr bedauert, daß ich keine Mutter schoß, da ich zufällig zwei solche mit ganz kleinen noch roten Jungen sah. Man wünschte für den Tiergarten in Kairo ein Breitmaul-Nashorn. Ich habe mich recht geärgert, daß einem so etwas nicht vor der Reise gesagt wird, nota bene, wo ich durch meine Bekanntschaft mit Exzellenz Slatin Pascha einen guten Leumund genoß. Die Beschränkungen der Sportjäger durch die englischen Behörden sind übrigens ein Kapitel für sich. Gar manches in diesen Vorschriften ist mir nie ganz verständlich gewesen. Ich stehe auf dem ganz klaren Standpunkt, daß der Herrenjäger noch nie eine Wildgattung ausgerottet hat, noch jemals ausrotten wird und dies besonders nicht in der Wildnis. Da war z. B. nach der großen Lizenz das Erlegen von zwei Nashörnern in Ostafrika erlaubt, wer aber noch eine Anzahl Pfunde bezahlte, durfte ein drittes schießen. Wenn ich nicht irre, war die Giraffe nach der Lizenz ganz verboten, wer aber eine schießen wollte, mußte auch noch eine Summe zahlen. Das hat mir nie gefallen, das ist ein kleinlicher Schacher um Geld. Sind wenig Tiere einer Gattung vorhanden, so müssen sie eben geschont werden und diese Schonung sollte durch Geld nicht unterbrochen werden können. Ich habe am Tanariver und am ganzen Wege von Neywasha über Rumruti bis zum Guase Nyiro sehr, sehr viele Rhinos gesehen. Heute fährt man angeblich diese Strecke mit dem Auto, da überall Farmer sein sollen. Es sind sicher viel weniger Rhinos geworden und die fehlenden wurden bestimmt nicht durch Sportjäger erlegt.

Wo sich der weiße Mensch ansiedelt, dort hört die Wildnis auf und mit ihr das Wild in seiner ursprünglichen Zusammensetzung. Daran ist durch Gesetze nichts zu ändern. Eine Kolonie soll Geld bringen und muß daher kultiviert werden, aber ich verstehe nicht, warum der Sportsmann das nicht darf, was dann Späterkommenden gestattet ist. Ich werde dieses Thema sicher noch einmal anschlagen. Ein Jäger hat in seinem Herzen immer

eine gewisse Aversion gegen Urbarmachung, so auch ich, und ich hoffe, es wird noch geraume Zeit verstreichen bis das letzte Rhinozeros, dieser gewaltige Vertreter einer an prähistorische Zeiten erinnernden Tierwelt. getötet sein wird.

DER AFRIKANISCHE ELEFANT.

Wenn man Elefanten schießen will, so muß man wohl oder übel bei beschränkter Zeit das Hauptgewicht der Jagd auf diese konzentrieren. Da verbindet

Mein erster Elefant.
Im Hintergrunde die Herren Oswald von Riedl und David.

sich meist das Gute nicht mit dem Angenehmen. Wo viele Elefanten sind, sind meist nicht viele andere Wildarten und die Gegenden, in denen sich viele gute Elefanten aufhalten, sind selten gesund. Ich hatte bereits vier Reisen nach Afrika unternommen und hatte noch keinen Elefanten, und so wählte ich für den Winter 1913–1914 die Provinz Bahr el Ghazal als Reiseziel. Man sagte, die Gegend sei gesund, was nicht absolut wahr ist, denn ich bekam gleich in den ersten Tagen der Reise die Ruhr, die mich bis zum Schlusse nicht mehr verließ und der ich nur mit Glück entronnen bin. Es war meine letzte Afrikareise und ich kann auch wohl ruhig hinzufügen, im Leben. Die Provinz Bahr el Ghazal war damals nicht für jeden offen, doch ich und mein Gefährte Herr Oswald von Riedel waren nicht nur verwöhnte Gäste unseres verehrten Landsmannes des Herrn Generalinspektors des angloägyptischen Sudans, sondern er erkannte in uns Landsleute. Wir waren wie alle „seine Österreicher" und er war „unser" Slatin Pascha und so erwirkte er für uns Einlaß in diese Provinz. Wir und die Karawane fuhren den weißen Nil hinauf bis Gaba Shambeh. Der Name klingt viel schöner, als der Platz ist, nur ein recht gutes Rasthaus, in dem man sich ganz behaglich einrichten kann, tröstet einen über den desperaten kleinen Ort. Schon auf der Fahrt sah man vom Dampfer aus viele Elefanten im oft unermeßlich weiten Papyrusdschungel stehen und man braucht vom Nil nicht weit zu marschieren, um in das Herz eines idealen Elefantenreviers zu gelangen. Nach der Lizenz darf man zwei Elefanten schießen und wenn man sich nur halbwegs Zeit läßt und kein übergroßes Pech hat, muß man dort diese zwei Elefanten in starken Exemplaren erbeuten. Meinen ersten Elefanten schoß ich nach mühsamem Anmarsch, oft bis zum Bauch im Wasser einsinkend, aus einem kleinen Rudel von 6 Stücken, die in einem weiten, teilweise verbrannten Schilfgebiet standen. Laut Abmachung mit meinem Reisegefährten hatte ich die erste Chance

Herrn Oswald von Riedls zweiter Elefant.

Mein zweiter Elefant.

auf Elefanten, wofür ich ihm die erste Chance auf alles übrige Wild überließ. Herr von Riedel begleitete mich, so wie ein Herr David, der unsere Reise leitete. Als wir schon auf Schußdistanz waren und wie immer, wenn man nicht allein ist, auch etwas nervös, wollten wir, was zweifellos richtig war, noch näher gehen, doch Freund David fühlte sich verantwortlich, was zweifellos sehr nett von ihm war und wollte nicht. Wir waren schließlich alle nervös, und trotzdem die Elefanten ruhig und ahnungslos im Sumpfe standen und sich mit Wasser bespritzten, entschloß ich mich zum Schuße, bezeichnete noch den Elefanten und drückte auf zirka 60 Schritte Distanz auf die Herzgegend zielend ab. Der Elefant zeichnete auf die Kugel mit einem lauten Schlagen seiner enormen Ohren und dann setzte sich der Trupp der Kolosse rauschend und spritzend in Bewegung. Nun schoß auch Herr Riedl auf einen Elefanten mehreremale und auch ich gab meinem Elefanten noch einen Schuß. Plötzlich bleibt mein Elefant stehen und fällt verendet zur Seite. Wir betrachten ihn nicht weiter, sondern eilen den anderen Elefanten nach, die sich im dichten Rohr in einem Knäuel zusammengestellt hatten. Wir umgingen sie, näherten uns wieder mit gutem Winde, doch die Tiere waren schon mißtrauisch und als sie uns im Schilfgewirre brechen hörten, machten sie Front gegen uns, erhoben die Rüssel, breiteten die Ohren aus und schienen zum Angriffe bereit. Da die Elefanten uns gehört hatten, riet ich bewegungslos zu bleiben, bis sie sich beruhigten. Das taten sie auch bald, um langsam sich wendend, weiter zu ziehen. In diesem Momente schoß Herr von Riedl noch auf einen Elefanten, den wir auch bald darauf fanden. Beide Elefanten waren sehr stark, wenn auch nicht kapital in den Zähnen. Meinen zweiten Elefanten schoß ich, selbst schwer krank. Ich lag nachmittags auf meinem Bette und las, als man meldete ein Elefant sei da. Das war echt afrikanisch, denn wir marschierten dann gegen eine Stunde zum Elefanten, den man allerdings die ganze Zeit mit freiem Auge auf

Der Verfasser mit seinem ersten

und zweiten Elefanten.

einer großen Wiese am Rande des Schilfes stehen sah. Dieser Elefant war enorm groß, hatte aber leider einen Zahn gebrochen. Ich schoß ihn von einem kleinen Busch mit vielen Schüssen. Der Schweiß spritzte aus dem Rachen, doch ich war von der Ruhrkrankheit so geschwächt, daß mich das Heben der schweren Büchse Mühe kostete und da bat ich meinen Freund ihm einen Fangschuß zu geben. Er traf die richtige Stelle und der Koloß stürzte im Feuer. Äußerst interressant waren die Umstände der Erlegung des zweiten Elefanten des Herrn von Riedl. Es war weit vom Sumpfe in parkartigem Walde eine Herde Elefanten bestätigt und wir zogen hin. Man konnte aber schwer einen guten Bullen finden, da überall, über ein weites Gebiet verteilt, in Gruppen Elefantenkühe mit Jungen und geringe Bullen standen. Wir frühstückten in aller Ruhe und unsere Leute bestiegen hohe Bäume um besser ausblicken zu können. Endlich war in einer kleinen Gruppe ein starker männlicher Elefant entdeckt, doch war es nicht möglich an ihn heranzukommen ohne einen ganz geringen Bullen durch schlechten Wind aufmerksam zu machen. Es mußte aber riskiert werden; der junge Herr blies, hob den Rüssel, verzog sich aber. In diesem Moment liefen wir gedeckt hinter einem Busch an. Von dort gelang es Herrn von Riedl den guten Bullen durch Kopfschuß im Feuer zu strecken, worauf ihm Herr David noch einen Fangschuß gab. Die übrigen Elefanten wollten lange ihren toten Kameraden nicht verlassen und wir mußten warten, bis sich die Gesellschaft zum Abmarsch formierte. Überall im Walde trompetete es und es sammelte sich eine sehr große Herde, die in ihrer langsamen und doch so fördernden Art floh. Damit war unser Pensum erreicht und wir zogen wieder zum Nil, um den nächsten Postdampfer nach Khartoum zu erwarten. Nun lag ich acht Tage wieder in dem schönen Orte Shambeh und überstand die Krise meiner schweren Erkrankung. Ich nährte mich auf meine persönliche ärztliche Anordnung drei Tage ausschließlich von Milch und

Die Fleischgier der Eingeborenen ist groß
und mit Ungeduld erwarten sie die Freigabe des Kadavers.

In unglaublich kurzer Zeit ist der Elefant zerwirkt
und nur die enormen Knochen zeugen noch nach Jahren von dem Drama,
das sich hier abgespielt hat.

Rizinusöl, darauf ersetzte ich das Rizinus durch starke gegenteilige Mittel und war geheilt. Mein Reisebegleiter hatte mir meinen Handspiegel weggenommen, damit ich nicht wisse, wie ich aussehe, aber ich muß sagen, daß ich, meine Kabine im Postdampfer betretend, über mein Spiegelbild erschrack.

Wenn auch die Gegend dieser Reise prachtvoll und interessant war, so war doch das Klima höchst unsympathisch, feucht und heiß. Selbst die Eingeborenen, die stellenweise auch in Pfahlbauten leben, sehen ungesund aus und die ärztliche tägliche Visite auf einer dort liegenden Missionsstation bot einen entsetzlichen Anblick von durch und durch verseuchten Menschen.

Wenn ich die Hin- und Rückreise am Postdampfer mitrechne, kann ich ruhig behaupten, bei dieser Tour viele und viele Hunderte von Elefanten gesehen zu haben. Der afrikanische Kontinent birgt heute noch eine ungeheure Zahl dieser prachtvollen Dickhäuter, die nur den einen großen Fehler haben, daß sie viel zu urwüchsig und gutmütig sind und daß ihre Stoßzähne aus Elfenbein bestehen. Möge ein Chemiker sich hinsetzen und versuchen eine Substanz zu erzeugen, die dem Elfenbein absolut vollwertig ist und der Elefant ist gerettet. Es stünde wirklich dafür, sich mit großem Eifer dieser Arbeit zu widmen, denn schon heute sind enorme Elefantenbestände so gut wie verschwunden, weil man ihre Zähne zur Erzeugung eitlen Tands und zu Billardkugeln brauchte. Ein großes Armutszeugnis für die sogenannte Krone der Schöpfung. Nicht die Steppe mit ihren meist armen Böden ist die Heimat des Elefanten, sondern jene Gegenden, die einen üppige Vegetation hervorbringenden Boden haben. Es sind oft jene, wo die Kultur eindringt, wo gerodet, geackert und gesät wird. Feldfrüchte und Elefant, das geht nicht zusammen und so wird dieser Riese des Tierreiches auf immer engere Gebiete zusammengedrängt werden und wird, wie die meisten Tiere der Wildnis, nicht ausgerottet werden, sondern der Degeneration ver-

Elfenbein in Gaba Shambeh zum Verladen bereit.

Pfahlbauten der Eingeborenen in der Provinz Bahr el Ghazal.

fallen. Das wird noch sehr lange dauern; aber bis man es merken wird, wird es auch bestimmt zu spät sein, wie beim europäischen Wiesent, für dessen Erhaltung sich ja sogar eine Gesellschaft (bestimmt vergeblich) gebildet hat, oder amerikanischen Bison, der langsam aber sicher seinem Untergang entgegen geht. Der Mensch ist ein eigentümliches Geschöpf. Manchmal braucht er dringend Fleischextrakt, dann ergötzt er sich wieder an Gemüseschnitzeln u. s. w., aber vernichtet und zerstört muß immer werden.

Wie der Leser bemerkt haben wird, waren zur Zeit als ich im Sudan auf Elefanten jagte, dem Besitzer der großen Jagdlizenz zwei Elefanten zu schießen erlaubt. Als ich zum Schlusse der Reise in Shambeh den Postdampfer bestieg, verlud ein indischer Händler Hunderte von Elefantenzähnen aus dem Innern der Provinz Bahr el Ghazal. Ich betrachtete diese Zähne als sie zum Einladen am Ufer bereit gelegt wurden. Es waren meist Zähne von Elefantenkühen und von ganz geringen Elefanten, daher sehr wertvolle Ware. Wenn irgendwo Elefanten an den Kulturen großen Schaden verursachen, wird der Abschuß auch größerer Mengen gestattet und wer schießt diese Elefanten — meist Herren, die Elfenbein verkaufen wollen. Nur der reine Sportsmann, der Weidmann, der einmal im Leben oder wenigemale jagen will, der den Elefanten nicht des Elfenbeins halber erlegt, der lediglich die Zähne stolz seiner Sammlung einverleiben möchte, jener für die Wildbahn so ganz ungefährliche Vertreter der weißen Rasse, er wird gehandikapt, ja noch mehr, er wird auch noch bestraft, wenn er einen Zahn heimbringt, der unter dem erlaubten Gewicht ist. Mir kommt das so vor, als ob man verhindern wollte, daß soundsoviele Elefantenzähne durch Sammler dem Handel entzogen werden. Betreffs der Strafe für zu schwache Elefanten fällt mir ein Analogon ein. Ich kenne drei Herren, die haben eine prachtvolle Hirschjagd in den Karpathen. Sie schufen sich eigene Jagdgesetze und jeder hatte zwei Hirsche erlaubt und für jeden schwachen

jungen Hirsch sollte Strafe gezahlt werden. Wie kann man diese löbliche Tat bestrafen! Es gibt heute kein Revier in den Karpathen, dem nicht viel zuträglicher wäre starke Hirsche zu schonen als schwache. Jeder Afrikajäger schießt doch viel lieber einen starken Elefanten als einen schwachen. Mir wäre als afrikanischer Oberstjägermeister viel lieber, wenn mir die großen Bullen blieben statt der kleinen. Ich schreibe dies nicht, weil ich besonders gerne mehr Elefanten geschossen hätte, gewiß nicht. Mich hat die Jagd auf dieses prachtvolle gewaltige Tier ungemein interessiert; ich schösse auch ganz gerne noch in meinem Leben Elefanten, aber müßte ich wählen, so gäbe es ziemlich viele Tiere, die ich noch lieber schösse.

Der Elefant ist leicht zu finden, leicht anzupirschen, in Bezug auf sein Individuum ist er ebenso urwüchsig wie das Rhinozeros, er ist sehr gutmütig und fürchtet sich sehr vor den Menschen. Sicher ist die Jagd auf Elefanten zuweilen auch sehr gefährlich, aber warum? Es wird aus purem Mutwillen oder aus Gewinnsucht oft ohne Überlegung gehandelt, es wird die Jagd im ungünstigsten Momente begonnen, oder es wird Elefantenschlächterei betrieben, wobei mehrere Personen schießen. Wenn man nun bedenkt, daß diese Tiere ein enorm hohes Alter erreichen (das Höchstalter des afrikanischen Elefanten ist noch nicht mit Sicherheit bestimmt) sehr intelligent sind, und jedes ältere Tier schon solche Schlachten mitgemacht hat, so kann man wahrlich nicht verwundert sein, wenn diese Riesen ab und zu sich bemühen so einen bösen kleinen weißen Wurm unschädlich zu machen. Ich finde diesen Vorgang ganz korrekt.

Es gibt heute bereits an vielen Orten Afrikas bekannte Elefantenherden, vor denen gewarnt wird. Es sind Herden, die nur aus Kühen, Kälbern und jungen Bullen bestehen, da alle starken bereits als Billardkugeln in Kaffeehäusern herumrollen. Diese Tiere greifen gleich an, wenn man sie beschießt, ja es soll solche geben, die die Fährte des Menschen aufnehmen und zum Angriff

übergehen, noch bevor der Jäger geschossen hat. Das nennt man dann den bösen afrikanischen Elefanten, der eben nur langsam durch den Menschen böse gemacht wurde.

Es wird sicher viel Menschen geben, die mit meiner Ansicht über die Elefantenjagd nicht übereinstimmen und die Jagd auf Elefanten an die erste Stelle setzen. Das tut nichts zur Sache, ich weiß genau den Reiz überwundener Gefahr zu schätzen und sogar sehr hoch einzuschätzen, aber ich bin auch Weidman seit meinem zartesten Kindesalter und ich habe mich auch in Afrika, was sehr schwer ist, doch bemüht, wenigstens halbwegs nach unseren heimatlichen Weidmannsregeln zu handeln und zu jagen.

Hätte der Elefant kein Elfenbein im Rachen, dann ließe ich mich gerne bekehren. Hätte ich die Macht dazu, ich würde allen Schätzern der Elefantenjagd antragen auf meine Rechnung beliebig viele Elefantenbäbies zu erlegen ohne eine Elefantenkuh zu verletzen. Das wäre doch sicher ein großer Sport, doch ich glaube die Zahl der Enthusiasten würde stark zusammenschmelzen. Während ich diese Zeilen schreibe, überlege ich, ob ich nicht meine drei Elefantenzähne verkaufen soll, um mir ein kleines Automobil für das Geld anzuschaffen; — da haben wir die Schweinerei .....! Im übrigen: „De gustibus non est disputandibus" wie einmal ein vorzüglicher Lateiner sagte, oder Gott sei Dank, sind die Geschmäcker verschieden.

DER DACHS.

Gar manches lustige Dachsgraben habe ich in den heimatlichen Revieren mitgemacht, diese Jagd wurde hauptsächlich der Dachshunde halber betrieben. Oft waren es sehr ausgedehnte, unter großen Felsen gelegene Baue, die Hunde hatten schwere Arbeit, da man ihnen

durch Graben verhältnismäßig wenig helfen konnte. Wir gruben Dachse immer erst im Spätherbst im Winterbau. Einer der berühmtesten Hunde war da mein alter treuer „Männe". Er war ein ganz besonders gescheiter und friedlicher Hund, aber im Bau war er ein Tiger. Er gab nie nach, und wenn es auch Stunden dauerte: der Dachs oder Fuchs mußte heraus. Wie sah er aber nach so einer Schlacht manchmal aus! Das Behänge zerfetzt, einmal die Nase durchbissen und alles so verschwollen, daß er nicht fressen konnte und man ihn mit einem Löffel füttern mußte. Sein schöner etwas großer Kopf war bedeckt mit Narben und sehr arm an Haaren. So ruhig und tapfer wie er gelebt, ging er einst in den Park, legte sich zu einem Baum und starb. Unter einer Trauerweide wurde er begraben und ich sah an der Stelle noch Jahre nachher ab und zu ein Blümlein liegen. Ich weiß nicht, wer es hingelegt.

Der Schuß auf einen den Bau verlassenden Dachs ist kein weidmännischer Genuß. Er rollt wie eine graue Kugel heraus und ist überhaupt nicht zu fehlen. Das ganze Drum und Dran ist das Heitere. Jeder weiß einen anderen Rat, mancher will mehr hören, kriecht in eine Röhre, wobei manchmal eine Hose platzt. Da es meist lange dauert, frühstückt man draußen und lacht sehr viel. Gerne erinnere ich mich dieser leider längst vergangenen Tage.

Ich halte den Dachs, außer in einer Fasanerie, nicht für ein sehr schädliches Tier, wenn er nicht zu zahlreich vorkommt und ich würde das Schießen oder gar Fangen in Eisen strenge verbieten. In jedes Forsthaus im tiefen Walde gehört ein Dachshund, der für alles Schädliche abgeführt sein soll und gerade zur Schulung brauche ich den Dachs und nur mit diesen Hunden soll er im Bau bejagt werden. Einen Dachs im Eisen vor der Röhre zu fangen ist nicht nur keine Kunst sondern eigentlich eine Gemeinheit. Es gibt in vielen Gegenden enorme Baue aus denen kein Fuchs oder Dachs heraus-

geht, ja auch solche von denen die Sage geht, daß kein Hund der einschlieft, lebend herauskommt. Solche Baue würde ich gänzlich vermauern lassen und lieber in der Nähe derselben Kunstbaue anlegen. Wer die Jagd mit Hunden im Bau nicht betrieben hat, dem rate ich sehr es zu tun und sich die munteren Dachshunde zu halten.

Über einen klugen Dackel muß man oft lachen, was sehr gesund ist; beim Bau mit ihm wird man sich immer gut unterhalten.

EDELMARDER.

Ein schon recht seltenes prachtvolles Tier, welches eigentlich durch einige Jahre behördliche Schonzeit genießen sollte. Ich schoß in meinem Leben nur drei. Den ersten in der Balzzeit. Auf einem der besten Balzplätze in einem Revier auf der väterlichen Herrschaft Studein in Mähren standen mehrere Hähne. Ich glaube es waren sieben, die stets einfielen, aber morgens sehr schlecht oder gar nicht balzten. Eines Morgens gelang es mir auf einen Hahn während der Bodenbalze zu schießen, doch leider zu flügeln. Der Hahn verkroch sich in dichtester Jugend und wurde mit dem Hunde umsonst gesucht. Eines anderen Morgens war ich wieder dort, kein Hahn rührt sich, doch ich erblickte den Marder hoch in einer Baumkrone und erlegte ihn. Bald darauf wurden die Reste meines Hahnes gefunden. Das Schweigen der Hähne, das man sich so oft nicht erklären kann, war demnach voll begründet. Meinen zweiten Edelmarder schoß ich mit der Kugel. Es war ein junges Tier, das mir im August auf den Rehruf sprang. Den dritten schoß ich bei einem Gamsriegler. Der Trieb war aus und mißlungen, die Treiber vor mir, als der Marder über die Grobsteine daherkam. Er war weit über hundert Schritte und ich erlegte ihn mit der vierten Kugel nach drei Fehlschüssen. Es war ein Fehler von mir zu

schießen und mit dem Schusse einem braven Jäger im Winter einen großen Verdienst zu rauben. Ich werde es nie mehr tun.

HAUSMARDER.

Auch dieser wird immer seltener. Das früher wenig beachtete Fell ist heute sehr wertvoll und damit dürfte auch sein Schicksal besiegelt sein. Ihn zu schonen kann keine Regierung wagen, da er am liebsten in der Nähe des Menschen lebt und zu gerne Backhühner wenn auch ohne Salat und grüne Erbsen ißt. Ich schoß auch nur wenige und diese meist getrieben aus einem Dachboden. Einmal gelang es mir einen Marder im Eisen zu fangen, doch wurde er mir gestohlen bevor ich des Morgens zur Stelle war.

DER ILTIS.

Jedermann weiß, daß er stinkt und sehr viel mehr weiß auch ich nicht von ihm. Sein Fell, wenn auch sehr schön, ist weniger begehrt als das seiner größeren Vettern, auch ist er selbst nicht so edel und schlank, als diese. Man behauptet er besteige keine Bäume. In der Gefahr tut er es aber doch und ich schoß einen der wenigen, die ich erbeutete vom Baume. In einem Niederwildrevier ist er sicher schädlich, denn er ist ein Allesfresser per excellence.

DAS WIESEL.

So viel ich weiß, unterscheidet man drei Gattungen u. zw. das große, mittlere und kleine Wiesel. Ich habe alle und viele der letzteren Gattungen geschossen, nie aber ein weißes. Wiesel sind verhältnismäßig leicht

zu bekommen, da sie sehr neugierig sind. Ist ein Wiesel vor einem in ein Loch gefahren, so bleibe man ruhig stehen, das Loch genau im Auge behaltend. Es erscheint meist sofort wieder. Sieht es einen aber wieder, dann dauert es schon länger bis es sich wieder zeigt und dann meist an anderer Stelle. Zweimal kam ich dazu, einem ganz kleinen Wiesel den klagenden Hasen abzujagen. Leider war ich beidemale ohne Waffe und die Wiesel entkamen meinen Stockhieben. Den einen Hasen hatte ich gerettet, der zweite hatte bereits das Genick durchbissen.

In mäusearmen Jahren und besonders im Frühjahr ist das Wiesel sicher die dem Hasenstand schädlichste Marderart, denn seine Mordgier ist unerhört. Ein gut beobachtender Jäger wird mir sicher recht geben, wenn ich behaupte, daß ein Wiesel nie sehr lange einen Standort beibehält, weil der Rayon seiner Tätigkeit bald ausgefressen ist. Daraus erklärt sich auch, daß der fleißigste Jäger mit den Wieseln niemals fertig werden kann, denn es kommen immer neue. In sehr milden Gegenden ist das Wiesel beiweitem nicht so schädlich als in rauhen,

weil in ersteren viel mehr Mäuse den Winter überleben, welche die Hauptnahrung dieser kleinen Marder darstellen.

FISCHOTTER.

Ich weiß wirklich nicht ob ich behaupten kann, daß ich einen erlegte. Der Leser entscheide wie er will. Es war in meiner Lieblingsgarnison Altbunzlau in Böhmen. Ich war am Wege von dort nach Brandeis a. E., passierte knapp beim Orte eine alte Holzbrücke und sah auf einer großen Eisscholle mitten im Tümpel, so hieß dieses Wasser, eine schwarze Katze sitzen. Ich konnte es mir nicht erklären, sah genau hin und erkenne den Fischotter, der eben ins Wasser gleitet. Ich sende schnell einen Mann in meine Wohnung um eine Flinte und eile hinunter, um dem Fischotter die einzige Möglichkeit zu nehmen das kleine Wasser, einen seichten Graben, zu

verlassen. Er versucht es und wird von mir zurück getrieben. Schon sehe ich meinen Diener mit dem Gewehre kommen, da schwimmt der Fischotter ganz nahe beim Ufer zu meinen Füßen. Ich erfasse ihn mit der Krücke meines Stockes, werfe in heraus und erschlage ihn. Dies ist die Geschichte meines einzigen Fischotters. Einen zweiten fehlte ich während der Hirschbrunft in den Donauauen bei Petronell.

DER HAUSHUND.

Außer Hunden, die ich nur deshalb erschoß, weil ich nicht das Vertrauen besaß es von Andern besorgen zu lassen, schoß ich in meinem Leben einige wildernde Hunde. Schießt man so einen Köter sauber tot, so ist man sehr befriedigt, muß man ihm aber noch einen Fangschuß geben, so ist das ein übles Geschäft. Mag der Köter noch so häßlich und noch so schlecht sein, der Blick eines totwunden Hundes ist unerträglich.

Meine feinste Tat auf diesem Gebiete war die Erlegung zweier Hunde des Herrn Zentraldirektors meines Vaters. Es war ein großer und ein kleiner Köter, die chronisch jagten, doch das Jagdschutzpersonal getraute sich begreiflicher Weise nicht sie zu schießen. Mir kamen sie über einen Weg in einem kleinen Walde hinter einem Hasen und ich erlegte beide. Ich war damals ein recht junger Bursche und ich hatte viel Vergnügen an dieser bösen Tat.

Jedermann, der nur etwas von der Jagd versteht, weiß wie schädlich jagende Hunde einem Revier werden können. Gut eingejagte Hunde sind, besonders im Winter, imstande ein Rehrevier, ja sogar ein Rotwildrevier, sehr empfindlich zu schädigen.

Man schieße sie daher, vergifte sie, oder fange sie in Fallen ohne jede Rücksicht. Canis domesticus wird be-

Canis domesticus, auf deutsch „Rabenvieh".

stimmt, besonders in der Abart Mopspudeldachspintsch niemals aussterben.

HYÄNENHUND ODER LÖFFELHUND.

Diese schönen interessanten Tiere in der Größe eines Schäferhundes sah ich in Ostafrika drei- oder viermal. Meist jagen diese furchtbaren Räuber in kleineren oder größeren Rudeln und wie ich beobachten konnte auch in Gruppen, die sich das Wild gegenseitig zutreiben und bei der Schnelligkeit dieser Hunde glaube ich, daß so eine Jagd selten mißlingt.

Einmal aber mißlang es ihnen gründlich. Hans Pálffy und ich ritten an der Spitze der Karawane weit voraus,

da kommt ein Rudel Hartebeeste in rasender Flucht gerade auf uns los. Wir waren so überrascht, daß wir im ersten Moment nicht wußten was los sei; da sahen wir aber die Hunde, sprangen von den Eseln und begannen die Kanonade. Ein schweres Ziel im hohen Grase, meist wenn die Hunde erschrocken sich im Grase auf die Hinterläufe aufstellten um zu äugen. Pálffy traf zwei, ich einen Hund. Es war eine sehr begehrte Beute, die wir so mühelos machten. Unsere zwei Somalneger behaupteten, daß sie im Somalilande den wilden Hund mehr fürchten als den Löwen, ja daß ein großes Rudel dieser Hunde es vermag, selbst einen starken Löwen zu zerreißen, was ich, ganz nebenbei bemerkt, eher bezweifeln möchte.

SCHAKAL.

Ich habe viele gesehen und nur einen geschossen. Es war ein rötlichgraues schäbig aussehendes Tier, das mich lebhaft an einen jungen Fuchs erinnerte, vielleicht war es auch ein Fuchs. Ich kenne mich betreffs Fuchs oder Schakal in Afrika gar nicht aus und bitte daher um Nachsicht. Häufig sah ich den Schabrackenschakal. Er sieht so aus wie er heißt, möchte man sagen. Wie ein kleiner Fuchs mit einer dunkleren Schabracke über dem Rücken. Oft habe ich Schakale bellen oder heulen gehört. Wenn man bedenkt, was für eine große jagdliche Freude das Erlegen eines Fuchses hier ist, kann man nicht begreifen, daß der Schakal dem Afrikajäger eben gar nichts bedeutet. Das Bessere ist immer der Feind des Guten.

DER FUCHS.

Ich habe nicht sehr viele Füchse erlegt, da dieser schöne Raubritter in meiner engeren Heimat ein eher seltenes Tier ist. Immerhin habe ich einige sehr hübsche Momente

auf der Fuchsjagd erlebt. Bei uns zu Hause wurde der Fuchs im Winter, wenn er sicher bestätigt war, meist abgelappt und von einer offenen Seite gegen die Schützen getrieben. Am schönsten aber ist diese Jagd, wenn die Treiber stehend die eine Seite lärmend besetzen und ein kleiner nicht schneller Hund, der gut die Fährte hält, in den Trieb gelassen wird. Das geht aber nur mit einem langsamen Hund, denn ein schneller würde den Fuchs in Schwung bringen und damit auch leicht über die Lappen. Es war interessant zu beobachten, wie schnell sich gerade Füchse während des Weltkrieges vermehrten. Viel junges Personal war eingerückt und das verbliebene war mit Arbeit überbürdet und oft nicht einmal im Stande richtig abzuspüren.

Ich glaube, daß dort, wo keine Jagd auf Niederwild gehalten wird, der Schaden des Fuchses sehr überschätzt wird. In solchen Revieren sollte man den Fuchs nur im Winter schießen. Anders in Fasanen-, Hühner- und Hasenrevieren. Dort können schon zwei bis drei Füchse selbst in einem großen Terrain einen sehr merklichen Schaden anrichten. Heute, bei den hohen Pelzpreisen ist ein Überhandnehmen der Füchse wohl nicht mehr zu befürchten, im Gegenteil. Die in der Kriegszeit herangewachsene Zahl ist fast überall wieder auf den Vorkriegsstand, wenn nicht sogar unter denselben herunter gegangen.

DER LÖWE.

Die 71. Wildgattung war bereits vor vielen Tagen für dieses Büchlein fertig geschrieben, doch ich warte vergeblich auf die richtige Stimmung. Ich soll vom Löwen schreiben und muß über neue Schuhe für meinen Buben oder einen neuen Waschkessel für die Wäscherin entscheiden. Nur spät abends wenn alles schläft, ruht meine Seele aus in der weiten afrikanischen Nyika.

Ich sehe speerbewaffnete Kikujukrieger während des Tanzes, ich sehe ihre schlanken Körper mit allerlei Zierat bedeckt und bemalt in der gleißenden Sonne bronzfärbig erglühen, ich sehe undeutliche wildaussehende Gestalten zwischen Speeren bei flackerndem Lagerfeuer hocken, ich sehe von hoher Bergesspitze in weite, weite Fernen wilden Landes.

Wo sich die dunkle baumbestandene gewundene Linie durch die im Sonnenbrand glühende Steppe zieht ist Wasser, ja Wasser, aber nicht Wasser nach unseren europäischen Begriffen, nein es ist das Leben, es ist jenes wichtige Labsal, von dem alles in diesem Lande abhängt und dessen Wichtigkeit nur der erfassen kann, der Durst empfunden oder zumindest wirklichen Durst gesehen hat. Und jenem Lebenselixier ziehen enorme Wildmengen zu. Wohin das Auge reicht erblickt es die oft lang gezogenen Rudel, die nahen in ihrer Art erkennend, von den fernen jedoch nur ungewisse flimmernde Umrisse erfassend. Ich will die Mengen zählen oder nur wenigstens abschätzen, ich schätze die Stärke der Rudel und beginne diese zu zählen und ich erreiche die Ziffer tausend und dabei erscheint die Steppe noch zwischen den Rudeln erfüllt von beweglichen Punkten und Pünktchen die, sich bewegend, in der Sonne glitzern; es sind noch Hunderte der kleinsten Gazellen. Ich will heute nicht jagen, sondern nur das Wunder der Schöpfung sehen, doch es wird spät und ich ziehe heimwärts dem Lager zu. Und dann sitze ich im weichwollenen Pyjama, die müden Füße in hohen Pantoffelstiefeln beim Laternenschein und tausche mit dem Reisegefährten die Tageserlebnisse aus, während die Diener das einfache aber gute Essen servieren. Wir liegen dann in Liegesesseln rauchend beim Becher „Whysky und Soda". Die Rede wird immer langsamer, man blickt in die Lagerfeuer oder in die Pracht des Sternenhimmels. Da sehen mich plötzlich zwei glühende Lichter aus dem Busch an und noch ein Paar und hier noch eins. Ich räuspere mich fest und die Glühlichter verschwinden.

Wem gehörten sie an? Ich weiß es nicht; sicher jemandem, dem es gar nicht recht war, daß sich das Feuer in seinen Augen spiegelte.

Tausende Grillen zirpen und die Hyäne heult glucksend, es schließen sich die Augen und die Gedanken schweifen in weite Fernen, sie überfliegen Länder und Meere und landen auf heimatlichem Boden bei erlebtem Glück und Schmerz. Da dringt nun das tiefseufzende Brüllen des Löwen an unser Ohr und erstirbt in kurzen tiefen Stößen. Jener unbeschreiblich schöne gewaltige Laut, nach dem man sich täglich von Neuem sehnt. Und nun beginnt ein zweiter, dritter Löwe und es entsteht ein Gewirre von lang gezogenem Brüllen, das sich mit den langsam ersterbenden Stößen zu einem Choral vereinigt, das man nie mehr vergessen kann, wenn man es nur einmal gehört hat. Nun, vielleicht gelingt es morgen; man nimmt seine Lampe und legt sich zur Ruhe. Noch kichern die Leute ab und zu in ihren kleinen Zelten, der wachthabende Askari wirft ein neues Stück Holz in die Glut, daß die Funken sprühen. Wieder beginnen die Löwen zu brüllen und ich schlafe als ganz glücklicher Mensch ein. — Oder: wir halten unser Abendessen bei strömenden Gewitterregen in verschlossenem Zelt und tiefes Brüllen lullt uns in erquickenden Schlaf. Zeitig morgens weckt mich mein Somali Ali noch bei finsterer Nacht mit der Meldung, ein Löwe brülle unentwegt. Rasch in die Kleider, gefrühstückt und hinaus. Der Boden ist morastig, der Esel rutscht, und ich ziehe vor zu gehen und die Richtung gibt der Löwe, der alle 10 bis 20 Minuten brüllt. Es ist Tag geworden, die Sonne brennt und von dem gestrigen Regen ist kein Fleckchen Naß geblieben, nur der harte Boden zeigt unendlich viele Fährten. Ich wandere über ein weites wellenförmiges Terrain und wenn ich oben angelangt bin, ersehne ich den Anblick des Löwen und da brüllt er schon wieder hinter der nächsten Bodenwelle. So gehe ich sicher drei Stunden. Wieder erklimme ich langsam eine Höhe und sinke in die Knie,

Meine braven Begleiter bei meinem ersten Löwen.

denn da zieht schräg von mir weg ein gewaltiger Mähnenlöwe. Sein Fell ist dunkel und erscheint fast graugrün. Sein schweres Haupt mit mächtiger schwarzer Mähne ganz tief tragend, erreicht der Löwe den einzigen Baum der zu sehen war und tut sich unter ihm so nieder, daß er mir den Rücken zuwendet. Meine Leute mit dem Esel verberge ich hinter einem kleinen Busch, mich trennt aber deckungslose Steppe von meinem Löwen, der auf zirka 500 Schritte vor mir liegt. Ich benütze zwei kleine kaum 50 cm hohe Termitenhügel um durch diese gedeckt den Löwen anzukriechen. Jede seiner Bewegungen genau beobachtend, rutschen Ali und ich am Bauche zum letzten Termitenhügel. Dort angelangt entsichere ich den alten treuen Mauser und ziele genau auf die schwarze Linie, welche die Wirbelsäule markiert. Das Fadenkreuz sitzt regungslos mitten auf dem Ziel, da wendet der Löwe sein

Haupt, hebt es langsam und schwer und brüllt auf kaum 100 Schritte Entfernung gegen mich. Ich kann jetzt nicht schießen, der Anblick ist zu gewaltig und als er das letztemal in seinem Leben gesprochen hatte, fällt mein Schuß. Der Löwe rollt am Rücken, furchtbar brüllend und gegen die getroffene Stelle beißend, und steht bereits wieder wie gesund breit vor mir. Der zweite Schuß hat die gleiche Wirkung und wieder steht er auf den Läufen. Nun hat er mich gesehen und kommt schwer gegen mich. Ein dritter und vierter Schuß wirft ihn endgültig zu Boden. Nun führe ich einen neuen Patronenrahmen ein und fordere Ali, der brav und folgsam mit meinem Corditerifle neben mir liegt auf, sich mit mir zu erheben. In furchtbarer Wut, ein markerschütterndes Brüllen mit weit geöffnetem Rachen ausstoßend, hebt sich auch der Löwe, doch nur mehr vorne kann er hoch werden. Mit gestochener Büchse im Anschlag warte ich. Er schlägt mit den Tatzen und weit ausgespreizten Krallen gegen mich, fällt dabei immer wieder um und stirbt, sich in eine Wurzel verbeißend. — Er ist verendet, — ich nehme den Hut ab und knie überglücklich bei meinem ersten und stärksten Löwen. Mein heißester Wunsch war erfüllt, ich hatte einen schwarz gemähnten Löwen geschossen. Es war unweit Rumruti, gelegentlich der Reise II.

Oder am Tanariver, Reise III ging ich mit Pálffy zu den Resten meines Büffels. Nicht viel mehr, als ein nasser Fleck war an der Stelle zu finden. Wir beschlossen, einen Trieb zu machen, da der Platz wo der Büffel lag, ein dicht bewachsenes Bachbett war. Wir saßen rechts und links des Baches mit halbwegs gutem Ausschusse in die Tiefe. Schon waren die treibenden Leute zu hören, da erscheint vor mir eine Löwin und wechselt, ein unvergeßliches Bild von Kraft, Geschmeidigkeit und Langeweile, auf wenige Schritte unter mir durch und ich erlege sie. Pálffy sah erst die stürzende Löwin, da er im Momente ihres Erscheinens sich zu seinen Leuten wandte mit dem Ausspruch „Mafisch simba!" (kein Löwe da!) Und wieder

ein andermal ritt ich nach mühsamer Birsche längs eines dichten Buschstreifens heimwärts, da steht plötzlich auf 20 Schritte neben mir eine Löwin, langsam mit dem Schweife schlagend. Schon hatte mir mein Gewehrträger die Waffe gereicht, doch es war zu spät und die Löwin samt 2 Jungen, die ich gerade noch sah, verschwunden. Ich näherte mich dem Busch, wurde aber durch drohendes Knurren zurückgewiesen. Ich ließ den Busch bei scharfem Winde anzünden und erwartete nun gespannt das erboste Tier, doch es kam nicht und wechselte seitwärts aus. Ich hatte einen langen vollständig nackten unbewaffneten Eingeborenen mit mir und dieser entdeckte die Löwin seitwärts des Feuers. Er schob mich zurück und ging nur mit seiner kleinen Holzkeule bewaffnet vor mir. Die Löwin verschwand im hohen Grase, erschien jedoch bald bedeutend näher wieder und ich erlegte sie als sie ihr Haupt nur wenig zeigte, durch einen Schuß in den Rachen. Wir mußten die Löwin weit schleifen, da das Feuer sich zu einem großen Präriebrande entwickelte und die armen kleinen jungen Löwen sind wohl leider verbrannt.

Noch einen vierten und zwar männlichen sehr starken Löwen schoß ich am Dinder während der Reise IV. Ich ritt durch einen mit Busch untermischten Akazienwald als plötzlich zwei Löwen auf 60 Schritte meinen Weg kreuzten. Rasch sprang ich vom Esel und konnte noch einen Schuß anbringen. Der Löwe stürzt, ist aber sofort wieder hoch und ein nachgeworfener Schuß geht fehl. Nun beginnt ein vorsichtiges langwieriges Nachsuchen, der Löwe schweißt nur auf der Einschußseite. Zweimal brüllt er in einem Busch vor mir, doch war er beidemale schon ausgewechselt als ich herumlief, um ihn zu erblicken. Endlich nimmt er eine abgebrannte Steppe an. Stundenlang folgen meine Leute bewundernswert der Fährte, die kein Europäer zu sehen im Stande ist. Von Schweiß war schon längst keine Spur, doch die Leute erkannten an der Lage kleiner Erdstücke sicher

die Fährte. Ich folgte geduldig, aber vollkommen hoffnungslos. Da fällt das Terrain etwas ab und ein hohes Grasmeer liegt vor mir. Nun erklären die Leute, die Fährte nicht mehr halten zu können. Ich besetze drei Wechsel, die in das Gras führen und wir dringen ein. Ich ging voraus, aber nicht lange, so schnalzt ein Eingeborener hinter mir mit den Fingern und lauft seitwärts zeigend zurück. Mit gestochenem Corditerifle gehe ich vorsichtig den Wechsel zurück, mir die gezeigte Stelle genau merkend. Ich komme um einen kleinen Busch herum und schon fällt mein Schuß auf den sich in nur paar Schritte Entfernung gegen mich umwerfenden Löwen. Ich hatte Glück gehabt, daß der kranke Löwe in der Richtung weg vom Wechsel lag, denn ich war mit umgehängter Büchse an ihm bereits vorbeigegangen. Eine solche Unvorsichtigkeit kann dem besonnensten Jäger passieren und sie ist entschuldbar durch die furchtbare Hitze und die stundenlange ermüdende Suche. Man behauptet. daß europäische Hunde das Klima nicht vertragen, aber gut wären für diesen Fall zwei, drei Foxterriers.

Das ist die Geschichte der vier Löwen, die ich schoß. Niemand kann behaupten, daß ich gerade Weidmannsheil hatte, denn ich unternahm 4 Reisen in speziell löwenreiche Gegenden. Auf allen meinen Reisen sah ich nur 14 Löwen. Von diesen schoß ich 4, fehlte auf große Entfernung 2, aus dem fahrenden Schnellzug der Ugandabahn sah ich 4 und auf die verbleibenden 4 war es unmöglich zu schießen. Ich hatte nie das Glück, wie manche Andere, ganze Rudel von Löwen zu sehen und nie wurde ein von mir als Luder ausgelegtes Stück Großwild angenommen. Deshalb weiß ich vom nächtlichen Ansitz nichts zu erzählen. Ich denke mir, daß es nur ein halb so großer Genuß sein kann, einen Löwen in der Nacht zu schießen. Man schießt eben auf einen schwarzen Fleck, der gerade so gut ein anderes Tier sein könnte, ich kann aber mit Recht darüber nicht urteilen, weil ich einen erfolgreichen nächtlichen Löwen-

Mein vierter und letzter Löwe.

ansitz in einer Dornenzeriba nicht erlebt habe, was ich sicherlich sehr bedaure.

Ein interessantes Erlebnis hatte ich am Dinder während meiner Reise IV. Ich birschte in dichtem mit Busch abwechselndem Akazienwald. Plötzlich deuteten meine Leute aufgeregt in eine Richtung, doch ich konnte nichts erblicken. Endlich gelang es ihnen mir den Gegenstand ihrer Aufregung zu zeigen. Es waren einige Giraffen, die so nahe standen, daß man nur die Läufe sah, da die Körper von den Baumkronen verdeckt waren. Ich wollte nicht schießen, denn ich hatte mir vorgenommen nie eine Giraffe zu erlegen, da dieses prachtvolle Tier keine

Trophäe liefert, außer den präparierten Kopf samt Hals. Für diese wenig schöne Trophäe muß man eigentlich zumindest ein Schloßbesitzer sein. Ich näherte mich vorsichtig um die Tiere zu betrachten, als ein Löwe, für mich unsichtbar, aufbrüllend und im Busch brechend, in unmittelbarer Nähe von mir und den Giraffen flüchtig wird. Wäre ich nur um ein bis zwei Minuten später gekommen, so hätte ich vielleicht den Löwenritt von Freiligrath erlebt. Meine Erfahrungen mit Löwen sind zu gering, um Daten berichten zu können. Ich glaube, daß es heute in Afrika in den wildreichen Gegenden noch sehr sehr viele Löwen gibt und ich bin fest überzeugt, daß der Löwe erst verschwinden wird bis die großen Wildmengen Afrikas der Vergangenheit angehören werden. Ich las schon vor längerer Zeit ein sehr viel gelesenes und bewundertes Buch eines bekannten Reisenden. „Nomina sunt odiosa", und der Sinn eines Satzes in diesem Buche war, daß er sich gleichsam entschuldigt für die großen Mengen Wild, die er angeblich nur zu Nutz und Frommen der Wissenschaft erlegte, indem er die noch viel größere Anzahl Wildes, welche die von ihm mit der Büchse und noch mehr in Fallen gefangenen Löwen zu ihrer Ernährung gebraucht hätten, in Gegenrechnung stellt. Dieser Satz war zumindest recht unklug, denn Afrika bestand sicherlich bereits vor diesem Herrn. Wo jener Herr das Glück hatte jagen zu dürfen, gab es Wild zu vielen vielen Tausenden, und Löwen zu vielen Hunderten. Die Existenzbedingungen waren von Natur aus absolut geregelt und es bedurfte nicht des Erscheinens eines Menschen um helfend einzugreifen. Es wäre viel edler gewesen zum eventuellen Nachteil der Wissenschaft sehr viele Antilopen dem König der Tiere zu überlassen, als ihn selbst aus diesem Grunde zu ermorden. Wie man keinen Rehbock oder Hirsch deshalb schießt weil er vielleicht Klee geäst hat, so schießt man auch nicht Löwen um Zebras oder Kuhantilopen zu retten.

Mein afrikanisches Zelt.

Ich stelle die faire Jagd am Tage auf den Löwen an die erste Stelle. Der Löwe ist keine feige Katze, wie ein sehr bekannter ungarischer Reisender und Jäger gesagt haben soll. Warum sollte er auch feig sein? doch nicht weil er sich vor dem Menschen fürchtet. Man braucht nur oberflächlich die Tageszeitung zu lesen, um zu erkennen, daß die ganze Politik ein Produkt der furchtbarsten Angst der Menschheit vor Menschen ist. Wenn mir aber jemand andere Beweise der Feigheit des Löwen mitteilen kann, dann will ich gerne meine Ansicht korrigieren.

Es gibt Jäger, die den Elefanten oder Büffel höher als den Löwen stellen. Ich kann den Grund hiezu nicht finden. Sie sind zweifellos größer und stärker, ersterer liefert nebenbei Elfenbein, das heißt Geld, und des Geldes wegen riskiert mancher lieber das Leben als für eine Löwenhaut, die wertlos ist. Vor dem Schusse sind alle

Tiere der Wildnis, soweit sie nicht bereits durch Verfolgung durch den Menschen böse gemacht sind, nicht übermäßig gefährlich. Nach dem Schusse aber, wenn das beschossene Tier nicht im Feuer liegt oder einen schlechten Schuß hat, ist meiner Meinung nach von allen von mir erbeuteten Tieren der Löwe der gefährlichste Gegner. Und nun zurück zum Ausdruck „feige Katze". Feige ist er nun einmal nicht und eine Katze ist er nur nach der Naturgeschichte. Ein Tiger oder ein Leopard mag, wenn man will, mit einer Katze verglichen werden, beider Kopf ist dem der Hauskatze ungemein ähnlich, der edle Kopf des Löwen aber mit den prachtvollen runden Augen ist kein Katzenkopf, er ist der Kopf des Königs der Tiere und dürfte ich jedes Jahr nur einen Löwen in freier Wildbahn erlegen, so verzichtete ich gerne ohne zu überlegen, auf jede andere Jagd.

Nun, ich werde keinen mehr schießen und werde ihn auch als Beherrscher der Wildnis nie mehr hören, aber sehen werde ich ihn noch oft — im Geiste, wenn meine Gedanken in jenes Paradies wandern, in dem ich so hohe Stunden des Glückes erlebt habe.

An dieser Stelle möchte ich allen Herren der königlich englischen Regierung für das mir stets entgegengebrachte Wohlwollen meinen herzlichsten Dank aussprechen. Ich habe keinen vergessen und erinnere mich gerne jedes Einzelnen.

DER LEOPARD.

Sein Vorkommen erstreckt sich so ziemlich über den ganzen afrikanischen Kontinent, angeblich in einer kleineren Abart an der Küste und einer größeren im Innern. Obwohl er demnach so gut wie überall vorkommt und dabei auch oft recht zahlreich, so ist er doch als Jagdbeute eher selten. Ich selbst habe auf den 5 Reisen, die ich nach Afrika unternahm nur fünf Leoparden gesehen. Am

meisten dürften an einem Nebenflusse des blauen Nil, am Dinder gewesen sein. Es gab dort viele Affen, welche der Leopard angeblich mit Vorliebe reißt. Dort fanden meine Leute auch in einem hohlen Baume während des Marsches zwei junge Leoparden, die mein Karwanenführer aufzog und in Khartoum sicher gut verkaufte. Ich wollte damals, daß man die jungen Tiere zurück trägt, da man die Mutter, dort wartend, sicher hätte erlegen können, es war aber nicht zu erzielen, wie das ja in diesem Lande und mit dessen Einwohnern so leicht vorkommt. Wahrscheinlich fürchteten sie sich.

Ich schoß ein einziges prächtiges Exemplar gelegentlich meiner Reise III. Wir hatten ein Lager ungefähr einen kurzen Marsch weit von Rumruti aufgeschlagen. Ich unternahm eine lange Orientierungsbirsche. Als ich spät nachmittags dem Lager zuschritt, sah ich einen Leoparden mit zwei Jungen in eine steile felsige Lehne wechseln, die mit dichtem Busch bestanden war. Es war

schon spät und so besichtigte ich nur das Terrain wegen eines großen Triebes für den folgenden Tag. Die Situation war überaus günstig, da die Lehne so schmal war, daß man sie zur Not mit nur zwei Schützen überschießen konnte. Des anderen Tages war die Stelle bald erreicht. Ich hatte die erste Chance und bezog meinen Stand in der Mitte der Lehne mit leidlichem Ausschuß. Mein Gefährte Hans Pálffy saß seitwärts an einer Stelle, die ein Ausbrechen ermöglichte. Ich hatte zwei Gewehre bei mir, da mein Gewehrträger mit den Treibern ging. Beim Suchen nach einem günstigen Platz verfing ich mich in einem Gewehrriemen, fiel und beide Gewehre flogen in die Felsen. Zum Glück war nichts passiert und ich saß ruhig der Dinge wartend. Man hörte noch keinen Treiber, da erschien plötzlich gerade von mir auf höchstens 10 Schritte eine große Katze, die ich im ersten Moment als Löwin ansprach. Der Leopard erschrak wohl eben so wie ich, brüllte auf und flüchtete, für mich unsichtbar, dem Tal zu. Ich sprang auf, um besser zu sehen und da kam bereits der Leopard in voller Flucht unten am Bachlauf. Im Schusse rouliert er, kommt aber gleich wieder auf die Läufe und zieht sich in das Bachbett. Ich eilte hinunter, lief möglichst weit vor und ging dann höchst vorsichtig entlang des tief eingeschnittenen trockenen Bachbettes, dieses mit gestochener Büchse absuchend, zurück. Dies war nicht immer angenehm, weil der Bach sich in Mäanderform wand und ich häufig eine noch nicht abgesuchte Stelle im Rücken hatte. Ich entdeckte den Leoparden aber glücklich gerade in dem Momente als er sich gegen den oberen Rand des Grabens vorschob und gab ihm den Fangschuß. Mit meinem ersten Schusse hatte ich Glück gehabt, denn die Wirbelsäule war zwar stark verletzt aber nicht voll gebrochen. Es war ein prachtvolles mächtiges männliches Tier, dessen Decke auch von der Kommission für ausländische Trophäen in die internationale Jagdausstellung nach Wien verlangt wurde.

So prachtvoll schön auch das Fell eines Leoparden ist und so groß er auch sein mag, so läßt er sich doch betreffs Schönheit und Adel mit dem Löwen, ja mit der kleinsten Löwin nicht vergleichen. Das ganze Tier erinnert zu viel an eine Katze. Das Haupt, die Bewegungen, die Flucht, alles ist Katze.

Obwohl ich kein Recht habe Behauptungen aufzustellen, so glaube ich doch sagen zu können, daß der Leopard nicht als ein für einen Tropenjäger allzugefährliches Raubtier bezeichnet werden kann, so lange er unverwundet ist. Doch meine ich, daß er mit einem schlechten Schusse im Wundbett nur mit größter Vorsicht zu behandeln ist. Ueberfällt er den Suchenden, so wird er ihn sicher nicht totbeißen, jedoch fürchterlich zurichten. In wildlosen oder armen Gegenden wo sich der Leopard durch Reißen von Haustieren an die Nähe des Menschen gewöhnt hat, wird das Urteil über ihn wohl anders ausfallen. Einem guten erfahrenen Jäger braucht man kaum Ratschläge zu geben, aber gerade in die Tropen reisen heutzutage, wo es so leicht geworden ist, gar Manche, die bedenklich wenig jagdliche Erfahrungen haben. Das sind oft solche, die sehr viel Wild erlegt haben, aber absolut keine Jäger sondern nur Schützen sind. Denen würde ich raten, möglichst rasche nicht ganz sichere Schüsse auf gefährliches Wild zu unterlassen, denn liegt das Stück nicht im Feuer so ist der Schütze meist mit seiner Wissenschaft zu Ende und er sucht Rat bei seinen schwarzen Begleitern, die als Jäger zum allergrößten Teil höchst minderwertig sind. Geradezu unheimlich wird die Geschichte, wenn die schwarzen Begleiter an den Gewehren herumhantieren oder gar schießend eingreifen. So ein Schwarzer ist dann mit einem modernen Gewehr für den Europäer meist viel gefährlicher als das böseste Raubtier. Ich ließ mir stets bei allen Birschen in Afrika von zwei Gewehrträgern 2 Waffen nachtragen. Es war ein 8 mm Mauserkarabiner und ein 11 mm Corditerifle. Zu Beginn jeder Reise ließ

ich diesen zwei Waffenträgern erklären, daß ich es unbedingt verbiete, daß jemals einer diese Waffen gebrauchen, ja nicht einmal spannen darf. Nur einmal ertappte ich einen, der den Cordite entsicherte; er bekam dafür von mir einen sehr strengen Verweis. Ich behandelte meine schwarzen Begleiter fast immer nur als gute liebe kindische Menschen, als Ortskundige, eventuell als Jagdhunde, nie aber als Jäger, da sie davon meist gar nichts verstehen. Ausnahmen gibt es sicher auch, besonders unter den Somalnegern, die sich professionell als Jagdbegleiter verdingen. Auch ihr Wissen stammt meist von einem Europäer. Manchesmal sind diese Schwarzen kolossal mutig, besonders dann, wenn sie bereits gemerkt haben, daß ihr Herr etwas wert ist. Das haben sie bald heraus.

DIE HAUSKATZE.

Sie war das Hochwild meiner Knabenzeit und ich habe eine große Anzahl, sicher die meisten, als Knabe erlegt. Auch das Fangen im Eisen gelang mir gut, nachdem ich die Gewohnheiten der Katzen ergründet hatte. Manchmal war es sicher ein Lieblingskätzchen und einmal trug so eine Räuberin gar ein rotes Bändchen um den Hals.

Katzen sind furchtbare Schädlinge der Niederjagd und wer viel Wild haben will, muß einen ewigen Krieg gegen sie führen. Mit Schießen wird man verhältnismäßig wenig ausrichten. Eisen, Kastenfalle, ja, nur gut gestellte flache Steine arbeiten viel gründlicher unter diesem Gelichter auf, als der Mensch mit der Flinte. Daß Hauskatzen ganz verwildern und auch in freier Wildbahn ihren Wurf groß ziehen, ist keine Seltenheit.

HYÄNE.

Es gibt so viel ich weiß zwei Arten dieser mit Unrecht so verachteten Tiere. Ihre Feigheit ihnen vorzuwerfen ist nicht großzügig. Daß sie Aasfresser sind,

spricht für ihren Sinn, nur Mürbes zu genießen. Man schätzt sie aber gering und daher habe ich auch nie auf sie speziell gejagt. Sie kommt fast überall in Afrika vor, d. h. die gefleckte Art, während die Streifenhyäne selten ist und sich mehr in ganz bestimmten Gebieten aufhält. So wie das Zirpen von Millionen Grillen des Abends ist das Heulen der Hyänen meist im Umkreise des Lagers eine gewohnte Musik für den Afrikareisenden. Lagert man aus eigener Ungeschicklichkeit in der Nähe eines Dorfes, dann kann dieses Heulen verbunden mit dem Bellen der Hunde fast unerträglich werden. Selbst in der Hauptstadt der englischen Kolonie Ostafrika, Nayrobi, hörte man diese Musik. Das Hotel, in dem ich wohnte, war ein ziemlich großes Gebäude, dessen einziges Stockwerk ein Hochparterre darstellte. Eine offene Terasse führte um das Haus und von dieser Terasse gelangte man durch sehr schlecht schließende einfache Türen in die ebenfalls sehr einfachen aber guten und reinen Zimmer. Da freute man sich in der Nacht zu Beginn einer Reise, wenn die Hunde des Hoteliers die Hyänen um das Haus herumtrieben. Damals erzählte man mir, daß man von der Terasse des sehr netten Klubs von Nayrobi auch noch zuweilen die Stimme des Löwen hörte. Das war im Jahre 1908, jetzt wird es wohl nicht mehr so sein.

Die Hyäne scheint ein Allesfresser par excellence zu sein, doch glaube ich, daß Knochen ihre Lieblingsspeise sein müssen. Erstens ist das Gebiß sehr stark, die Losung der Hyäne fast immer rein weiß, auch läßt der Umstand darauf schließen, daß man verhältnismäßig sehr selten Knochen liegen sieht. Einst schoß ich am Tanariver gelegentlich meiner Reise III einen Büffel. Das Haupt, zwei Klauen und etwas Fleisch hatten meine Leute mitgenommen, sonst blieb der ganze Büffel liegen. Des anderen Tages begab ich mich zu dieser Stelle, um nach Löwen zu sehen. Ich sah einige Geier träge auf den wenigen Bäumen sitzen und zur Stelle gekommen

fand ich außer Federn und Geierkot wörtlich nur einen nassen Fleck. Man bedenke: kein Knöchelchen eines Büffels. Daß ich bei einem Triebe, den ich sofort wegen Hyänen nahm, eine Löwin schoß, gehört nicht hierher. Löwen fraßen sicher das Fleisch, aber die enorme Menge Knochen verschleppten bestimmt die Hyänen.

Ich schoß nur zwei gefleckte Hyänen. Die erste von einem Lager unweit Rumruti, (Likipia) gelegentlich der selben Reise. Diese Hyäne war ein sehr trauriger Aufsitzer. Ich birschte, plötzlich sinken meine Leute in die Knie „Simba" hauchend und schon sehe ich den angeblichen Löwen im Busch direkt gegen mich ziehend. Nur zu schnell erkannte ich den Irrtum und schoß die Hyäne. Der Schuß auf die zweite von mir erlegte Hyäne ist mir eine sehr werte Erinnerung. Es war gelegentlich meiner Reise V. Wir lagerten an einem Wasserbecken und wollten uns eben zur Ruhe begeben, als die Leute herbeiliefen und meldeten eine Hyäne sei in nächster Nähe der Eselkarawane. Es war stockfinstere Nacht. Ein Mann zerrte mich zum Esellager und drückte mich ganz zu Boden, und da sah ich die Silhouette der Hyäne gegen den durch einen Präriebrand blutrot gefärbten Horizont. Ich schoß und guter Kugelschlag versicherte mich des Erfolges. Wir gingen mit Laternen hinaus und schleppten das Tier, das ich mitten in die Brust getroffen hatte ins Lager.

Sonst hatte ich keine Erlebnisse mit Hyänen. Oft habe ich ihr Heulen verflucht und heute möchte ich heulen, daß ich nie mehr eine hören werde, sitzend bei Windlichtern nach dem Abendessen, einen Becher Whisky und Soda vor mir, eine Zigarre im Munde und ober mir als Decke das funkelnde Mysterium anderer Welten.

EICHHÖRNCHEN.

Diesen reizenden kleinen und bösen Nagetieren habe ich in meiner Jugend mit vielem Eifer nachgestellt. Oft habe ich in Jahren, in welchen sie zahlreich waren,

eine größere Anzahl in einer Birsche erlegt und ich erinnere mich, daß ich oft in allen Taschen geschossene Eichkater hatte und natürlich voller Flöhe war. Sehr ergiebig war die Jagd meist nur Vormittag, wo alle Tiere fleißiger auf Nahrungsuche sind. So schön diese Tiere sind, man kann sie doch der Schonung nicht empfehlen, denn sie sind zweifellos sehr schädlich. Sie fressen nicht nur den im Walde so nützlichen Samen, sondern sie rauben auch Eier und Jungvögel aus den Nestern. Für Marder geben sie sicher eine gute Nahrung ab, dadurch wird der Schaden vom Nutzwilde abgelenkt. Ausrotten wird man sie aber so lange nicht können als es Wald gibt, man dezimiere sie daher ruhig und es werden immer noch genug bleiben.

MÄUSE UND RATTEN.

Als kleiner Junge, ich durfte noch kein Flobertgewehr führen, hatte ich in unserem Studierzimmer eine Fütterung für Mäuse eingerichtet und es gelang mir einige mit dem Bolzengewehr zu erlegen, später war es ein großer Sport, Mäuse in mehreren Fallen zu fangen, diese dann am Hof auszulassen und mit dem Flobertgewehr und Vogeldunst in der Flucht zu erlegen. Ratten galten bereits als Großwild und ich konnte lange ansitzen, um eine zu erlegen. Im Schloßpark zu Teltsch gab es an den unsern Park durchfließenden Gewässern sehr viel Wasserratten, die mit großer Pedanterie erlegt wurden. Die Zeiten ändern sich, und voriges Jahr (1927) saß ich wieder einmal auf dem Dache meines Hühnerstalles am Rattenanstand.

DER HASE.

Ich sollte meinen ersten Hasen erlegen und um diesem hochwichtigen Moment eines Jägerlebens eine höhere Weihe zu verleihen, veranstaltete Förster Anton Seidler

in der Fasanerie zu Teltsch auf der väterlichen Herrschaft eine umständliche Zeremonie. An einer Rosenallee war an einer alten Eiche ein Schirm aus Reisig errichtet. Dieser wurde fast birschend ohne zu reden bezogen und dort saß ich so ruhig, wie sicher nie beim Studieren. An alle Details und die erwartungsvollen Gefühle kann ich mich leider nicht mehr erinnern. Ich weiß nur, daß es sehr lange dauerte, und daß gegen Abend mehrere Hasen die Allee in Schußdistanz passierten, aber es sollte ein ausgewachsener Junghase sein. Vielleicht war auch das nur Zeremonie und es waren alle jung und ausgewachsen. Es durfte doch nicht sofort gelingen. Endlich hoppelte der Jagdbare heraus und ich habe ihn getroffen. Leider weiß ich nicht Jahr, Tag und Stunde dieses Ersten, denn ich war in den allerersten Jahren mit meinen Aufzeichnungen saumselig. Erst vom 18. Oktober des Jahres 1891 führe ich ein lückenloses Jagdbuch. Ich holte zwar alles gewissenhaft nach, was ich wissen konnte, doch gerade bei jenen Wildgattungen, von denen ich in jener Zeit mehr Stücke schoß, konnte ich nur summarisch Minimalziffern eintragen. Schade, denn von den vielen Tausenden, die jenem ersten folgten, hat keiner mehr diese große Wichtigkeit besessen. Von diesem ersten Moment an stieg die Zahl der von mir per Jahr erlegten Hasen rapid bis zu jener Höhe, deren Grenze gezogen war durch meinen Jagdrang als zweiter Sohn des Jagdherrn und die Güte des Hasenjahres. Hasen gab es in den Revieren meines Vaters ziemlich viele, und so kann ich ruhig behaupten, daß ich noch als Knabe, zuerst recht lange mit zwei einläufigen Flinten, später mit zwei Doppelflinten sehr gut schoß.

Nicht die sogenannten großen Hauptjagden, welche alljährlich meist in zwei langen Streifen mit sechs bis acht Schützen gejagt wurden und bei welchen Strecken zwischen 500 bis 1200 Hasen erzielt wurden, sind meine schönsten Erinnerungen aus meiner Anfangszeit. Meine Stände auf einem schlechten Flügel waren oft nicht

sehr amüsant. Unvergeßlich sind mir alle sogenannten schlechten kleinen Personaljagden, an denen mein Bruder und ich stets teilnahmen. Es wurden auch bei diesen Jagden ansehnliche Strecken, allerdings von einer größeren Anzahl Schützen erzielt. Es waren meist Waldjagden mit umstellten Standtreiben. Wie pochte da das junge Herz, wenn Löffelmann am gefrorenen Boden trommelnd heranlief. Wird er kommen? Wem wird er kommen? und man stand still, als ob es ein Fuchs wäre. Man schoß auch bei diesen Jagden 5—20 Hasen per Schütze und wenn etwas Besseres, wie Fuchs oder Rehbock, vorkam, so schoß denselben immer einer der jüngsten Adjunkte am schlechtesten Stand. Man fror oft jämmerlich, aber alles war fröhlich, scherzte und lachte.

Ich habe später als erwachsener Mann das Glück gehabt dank freundlichster Einladungen eine große Reihe der besten Hasenjagden mitzumachen. Nicht zu vergleichen mit ernstem Weidwerk auf hoher Jagd, erinnere ich mich gerne der fröhlichen Stunden im Kreise einer konformen Jagdgesellschaft, verbunden mit dem Genuß guter Speisen und noch besserer Getränke. Damals gab es eine Zeit, ich war noch sehr jung, wo ein gutes Diner nach einer schönen Jagd für mich identisch war mit einem kleinen Schwips. Das war eine Zeit in welcher es Menschen gab, welche die Güte einer Jagd erst ab hundert Stücken per Schütze zu beurteilen wert fanden. Meine stärkste Strecke, die ich bisher an einem Tage erreichte betrug

368 Hasen. Dies war am 27. November 1912 bei Exzellenz Markgraf Alexander Pallavicini in Puszta-Szér, Revier Homók. Ich schoß damals an vier aufeinander folgenden Tagen 1068 Hasen und meine Gesamtstrecke betrug an diesen 4 Tagen mit Fasanen und Hühnern 1643 Stücke. Die von allen Schützen erzielte Gesamtstrecke betrug fast 11.000 Stücke. An diese 4 Tage werde ich mich zeitlebens mit Dank erinnern, nicht nur wegen der enormen Strecke, sondern wegen des ganzen Drum und Dran in einem Lande, in dem ich leider nur wenig zu jagen Gelegenheit hatte. In einem Lande, dessen Natur mich ganz besonders anspricht in ihrer Größe und Weite. Ich schreibe höchst ungern Zahlen, aber bei Niederwild ist es eben unmöglich die Güte einer Jagd ganz ohne Angabe von Zahlen zu schildern.

Ich kann nicht behaupten, daß ich in Böhmen auf bestimmten Jagden auf kleinem Raum nicht mehr Hasen gesehen hätte als damals in Ungarn. Da erinnere ich mich an unvergeßliche Momente bei meinem Schwager, Nostitz in Měšic in Böhmen oder eines ganz kleinen Waldes bei meinem Freunde Hans Pálffy. Er hieß der Josefswald. Nach einem absolut hasenreinen Streifen in dem das Nagetier Has ein Phantasiegebilde war, betrat man dieses Wäldchen in dem es buchstäblich von Hasen wimmelte. Es ist nicht mehr, wie das Meiste von dem ich schreibe. Ich kann nicht alle Namen der Jagdherren nennen bei denen ich die schönsten Hasenjagden mitmachte, aber sie sind zweimal eingeschrieben, — alle. Einmal in meinem dankbaren Herzen, und das zweitemal in meinem Jagdbuch, das noch sprechen wird, bis ich es nicht mehr kann.

Schöne große Hasenjagden, d. h. nicht groß in Anbetracht der Größe des Terrains, sondern der Menge

der Hasen, werden in meinem Heimatlande, der tschechoslovakischen Republik, wohl bald ganz verschwinden. Sowohl die Bodenreform als auch die unerschwinglichen Pachtpreise und sonstigen enormen Jagdauslagen rücken auch diese Jagdsorte in das Gebiet der Vergangenheit und der staunende Leser wird es einmal nicht begreifen können, daß alljährlich an sehr vielen Jagdtagen in Böhmen tausend und noch viel mehr Hasen an einem Tage erlegt wurden. Ich persönlich liebe jede Jagd und jage daher auch heute noch sehr gerne auf diesen drolligen Nager. Jeder Hase, der im Schuß einen schönen Purzelbaum schlägt, macht mir Freude.

Am liebsten ist mir eine schöne Waldjagd, dann kommt das gute Hasenstreifen am Feld und an dritter Stelle der Hase über die abgezirkelte Allee in einer Remise, bei welch letzterer Jagdart man eigentlich ein reiner Schießautomat ist, der den Blick von seiner geraden Allee keinen Moment über das Jagdterrain schweifen lassen kann. Schön ist auch eine solche Jagd, nur müssen viel mehr Hasen sein, als bei den zwei erstgenannten Jagdarten, denn nichts ist langweiliger und ermüdender, als in steter Schußbereitschaft auf so einer Allee zu wandeln, wenn eben nichts kommt und kommt endlich einmal etwas, so fehlt man es sicher. Alleeschießen ist eben reines Temposchießen.

Betreffs der Menge möchte ich sagen, daß es ja nicht gerade ein Massenmord sein muß, aber wirklich schön kann eine Hasenjagd nur sein, wenn viel Hasen sind und wenn man nicht in banger Erwartung ist, ob denn nicht doch auch einmal ein Hase daherkommt. Ich würde mir viel mehr wünschen 10 Jagdtage zu haben an denen ich 100 Hasen per Tag schieße, als 5 Tage zu

200 Hasen. Das Unerträglichste aber bei einer Hasenjagd sind unsympathische Jagdgenossen und eine schlechte unsachgemäße Führung. Letzteres kann mich geradezu traurig stimmen.

Das Schießen mit Schroten auf Niederwild wird wohl immer ein ganz klein wenig mit Rekordsucht verbunden sein und muß es ja auch sein. Es will doch jeder zeigen, daß er es besser kann, als die Anderen. Zwischen schlechten Schützen der Beste zu sein freut wenig. Ich hatte das Glück mit ganz erstklassigen Schützen jagen zu dürfen, ich kam immer leicht mit und kann (Leser ärgere Dich) behaupten, daß ich nicht sehr viele Menschen kenne, denen ich zubillige, daß sie viel besser schießen als ich. Selbstredend kommt es immer vor, daß irgend ein Schütze gerade durch Uebung auf eine nicht häufige Wildgattung eine besondere Sicherheit erlangt. Ich habe z. B. sehr wenig Enten gejagt und gebe mich bei jeder Entenjagd von Vornherein geschlagen. Um wirklich gut zu schießen, braucht man gute und gut gepflegte Gewehre und noch mehr als dies gute Munition. Ich beging in der teueren Nachkriegszeit den großen Fehler, billige Patronen zu kaufen. Ich verfeuerte eine Ummenge von Schüssen und schoß so schlecht, daß ich ernstlich erwog, das Schrotschießen ganz aufzugeben. Heuer kaufte ich eine unserer besten Hülsen, lud sie mit Rottweiler Pulver und guten harten Schroten und schoß sofort fast so gut wie in meiner besten Zeit, als ich noch in steter Uebung war. Ich schoß im Winter in 3 Tagen mit einem Gewehr, das ich allein bediente, mit 260 Schüssen 188 Stücke. Wild war nicht in Massen, ja stellenweise nur sporadisch vorhanden, welcher Umstand das Trefferverhältnis stets verschlechtert, und doch gab

es wieder Momente wo das Schießen mit einem Gewehr eine unwillkürliche Uebereilung hervorrief. Mit einem Wort ich war sehr zufrieden und glücklich darüber, würde aber an Kummer nicht erkranken, wenn ich gar nichts mehr träfe, denn es ist keine reine Freude, diese Agonie der Jagd mitzumachen, wenn man so schön und gut zu jagen Gelegenheit hatte wie ich.

Über die Hege des Hasen schreiben zu wollen hieße eigentlich Eulen nach Athen tragen, auch sind die jetzigen Zeitläufte nicht danach angetan irgend jemandem die Hege von Hasen besonders ans Herz zu legen. Manches hat man aber im Krieg und in dieser Nachkriegszeit gelernt und gerade so wie ich z. B. mein ganzes Leben 2 Stücke Zucker in meine Teeschale warf und mir seit Beginn des Krieges nie mehr die Idee kommt mehr als ein Stückchen zu verwenden, so möchte ich sagen, daß die Meinung, ein Hasenjagdterrain müsse sehr groß sein, nicht absolut richtig ist. Enorme Strecken kann man natürlich auf einem kleinen Terrain nicht erzielen, aber man kann für wenige Stunden auch auf kleinem Terrain ein ganz fröhliches Hasenschießen einrichten, wenn — allerdings „wenn" — gerade das Terrain so beschaffen ist, daß es für das ganze Jahr sowohl den Schlafplatz als auch die Aesungsplätze in sich schließt und auch einige oder wenigstens einen jener „großen Wechsel" in sich schließt, die ja, wie für jedes Wild, so auch für den Hasen existieren. Es muß eben ein Platz sein, wo Hasen gerne sind und gerne hinkommen.

Im Übrigen kann ich nur wieder das ausgezeichnete Büchlein „Kein Heger kein Jäger" von E. G. Silva Tarouca allen jenen ganz besonders empfehlen, die heute Laune und Muße aufbringen, auch in kleineren und ungünstigeren Verhältnissen sich um eine nette kleine Hasenjagd zu kümmern. Nebenbei bemerkt gibt es heute noch ziemlich Viele, die sich eine ganz hübsche Niederwildjagd so einrichten können, daß sie keinen Heller kostet und im Gegenteil noch einige tausend Kronen trägt.

Letzteres zu beweisen bin ich tatsächlich in recht bedeutendem Maße in der Lage. Man beherzige die Ratschläge die in vorgenanntem Buche so trefflich niedergeschrieben sind, mit Vermeidung aller größeren Auslagen, und lasse sich nicht abschrecken durch große Hasenarmut, denn im Gegensatze zu Rebhühnern ist ein Hasenbestand verhältnismäßig schnell in die Höhe zu bringen.

KANINCHEN.

Sie sind sicher eine der verfolgtesten Niederwildgattungen, aber dies mit Unrecht. Ich gebe zu, daß sie für Wald und Flur durch Verbiß und mehr noch durch Graben lästig werden können, aber gar so arg ist die Geschichte erstens nicht, und zweitens ist es ein ganz falscher Glaube, daß man der Kaninchen nicht leicht Herr werden kann. Das stimmt nicht, denn erstens ist das genannte Wild gegen einen schneereichen Winter, besonders wenn der Schnee verkrustet ist, viel empfindlicher als der Hase und zweitens lebt das Kaninchen meist an den Waldrändern oder in Remisen, also im Wald, wo man es leicht bekommt. Nachdem es keine Schonzeit genießt und außerdem die dumme Gewohnheit hat, sich zeitweise in Baue zurückzuziehen, wo man es wieder ohne viel Mühe bekommt, ist es leicht, sie bis auf ein geradezu sporadisches Vorkommen zu reduzieren.

Ich habe große Kaninchenschlachten auf der Herrschaft Lysá in Böhmen, die damals dem Baron Fritz Leitenberger gehörte, mitgemacht. Als der unglückliche Besitzer bei einer Autofahrt ums Leben kam, wurde dieses Revier in knapp 2 Jahren von Kaninchen vollständig gesäubert; ein verhältnismäßig kleines aber sehr verwachsenes Revier, in dem jährlich einige tausend Kaninchen erlegt wurden. Ebenso war es in der Fasanerie und den Remisen meines Schwagers Nostitz in Měšic in Böhmen. In Lagen um 500 m Seehöhe wird man fast

schon hegend eingreifen müssen um einen nennenswerten Stand zu erzielen und über 500 m wird das Kaninchen trotz Hege meist schon geringere Strecken liefern als der Hase bei gleicher Hege.

In der Vorkriegszeit galt mir das Kaninchen nicht sehr viel und war nur wirklich amüsant als Zugabe zu einer schönen Hasen- oder Fasanenjagd. Nun aber ist es wieder so wie mit meinem Zucker im Tee. Man bedenke heute das meist sehr verkleinerte Jagdterrain und man bedenke, daß heute ein Kaninchen durchschnittlich mit Kč 10.-- bezahlt wird. Ich zahle heute meine Treiber mit Kaninchen, behalte mein Geld in der Tasche, habe viele Treiber, die mir auf diese Art sehr billig meine Hasen und Fasanen heraustreiben.

Auf 20 Hasen und 5 Fasanen getraue ich mich keinen nur etwas verwöhnteren Herrn einzuladen, wenn er aber zu diesen 25 Stücken Edelwild noch 80 der kleinen flotten grauen Ritter dazuschießt, hat er sich meist ganz gut unterhalten und das ist fast noch überall in milder Gegend einzurichten. Wo einem die bösen Nachbarn am Anstand alle Hasen wegschießen, sind die Kaninchen als Hasenschutz sehr zu empfehlen. Der liebe Herr Nachbar sitzt in seinem Erdloch, die Füße im Stroh, und wartet auf den Hasen. Da kommen 1 — 2 — 3 - 4 Kaninchen, immer noch wartet er, wenn aber das 5. - 6. 7. heraußen ist, dann hält er es nicht mehr aus und schießt. Nun ist der Abend meist erledigt. Die Kaninchen klopfen im Bestande herum und der heranwechselnde Hase geht nicht mehr heraus; — probatum est. — Also ich empfehle gerade jetzt in dieser jagdfeindlichen Zeit das Kaninchen mit Maß in strenger Zucht. Wenn das Kaninchen auch leichter zu schießen ist als der Hase, ist es doch sehr heiter, wenn die kleinen Kerle mit ihrer übergroßen Blume vor einem herumwippen. Nicht zu vergessen ist das hervorragende Winterfell und ich empfehle jedem soviel als möglich Kaninchen im eigenen Hause zu konsumieren, um sich in den Besitz dieser famosen Haut zu bringen.

Meine größte Kaninchenstrecke war in Lysá in Böhmen, wo ich an einem Tage 270 Stücke schoß und an drei aufeinander folgenden Tagen 695 Stücke. Später kaufte diese Herrschaft Fürst Kinsky und ich machte in diesem reizenden Reviere ohne Kaninchen wunderschöne Fasan- und Hasenjagden mit.

Über die Hege ist wirklich nichts zu schreiben, als daß ganz besonders Katzen, die es einmal heraus haben, mehr als alles andere schädliche Wild imstande sind, ein Kaninchenrevier stark zu dezimieren. Katzen fangen sich aber fast ganz sicher am zurückgelassenen Rest eines Kaninchens im Eisen, wenn es gut und unsichtbar gestellt ist.

Noch etwas möchte ich erwähnen. Ich hatte schon längst graue Haare, da erzählte mir jemand, daß die Kaninchen deshalb so schwer anzubirschen seien, weil sie nicht nur mit den Löffeln hören, sondern mit einem ungemein empfindlichen Bauchfell die geringste Erschütterung des Bodens fühlen. Dies sei auch der Grund des Klopfens mit den Hinterläufen als Warnungszeichen. — Schwer zu beweisen, aber sehr wohl möglich, zweifellos aber interressant.

DIE FLEDERMAUS.

Auch diese sehr nützlichen Tiere habe ich ein- oder das anderemal bejagt und man möchte nicht glauben wie schwer es ist eine Fledermaus im Fluge mit einer kleinkalibrigen Flinte zu erlegen.

In Afrika sah ich enorm große Gattungen von Fledermäusen, besonders in der Provinz Bahr el Ghazal. An der Karawanenstraße waren an bestimmten Lagerplätzen Rasthäuser errichtet. Diese beherbergten manchmal viele Hunderte von Fledermäusen. Ich schoß sie aber nicht und weiß daher auch nicht deren naturgeschichtlichen Namen.

Fledermäuse sollte man nie schießen, da sie enorme Mengen von Insekten, die doch meist schädlich sind, ver-

tilgen. In unseren modernen Wäldern fehlt heute der hohle Baum so gut wie vollständig und die Nonnenraupe wurde zu einer Geißel des Waldes. Man befaßt sich mit den kompliziertesten Problemen behufs Vertilgung. Hat schon einmal jemand daran gedacht, hohle Bäume grundsätzlich stehen zu lassen, damit Vögel und Fledermäuse in ihnen Schutz und Nahrung finden? Ein hohler Baum bringt durch Schlägerung keinen Nutzen. Auch ist er betreffs Borken- oder anderer Käfer gänzlich ungefährlich. So ein Baum fällt meist nicht um, sondern bricht ab und selbst der bleibende Stumpf sollte geschont werden. Ich las einst in einer reichsdeutschen Zeitung über den Bau „künstlicher hohler Bäume zum Schutze der Vögel“.... Ist es nicht eine Schande für den Forstwirt, daß man daran denken muß, das künstlich zu bauen, was man ganz gedankenlos alljährlich vernichtet!

KRÄHENVÖGEL.

Schon in meinen jüngsten Jahren spielten Krähen, Dohlen, Raben und Elstern als Jagdtiere eine große Rolle. Die Dohlen wurden mit dem Kapselstutzen vom Schloßdach geschossen und den Krähen und Raben wurde hauptsächlich im tiefen Winter nachgestellt. Es wurden da die bekannten Methoden praktiziert. Bei der Dreschmaschine, beim Misthaufen und auf einem Ochsenschlitten sitzend auf der Straße. Eine große Aufregung ergriff die ganze Stadt Teltsch einst, als mitten im Winter eine weiße Krähe auftauchte. Besser gesagt sie war weiß wo sonst die Nebelkrähe grau ist und hell chokoladebraun die sonst schwarzen Körperteile. Alles lief dieser Krähe vergeblich nach bis sie endlich vom Forstamtsgeometer Herrn Stefan Chytil, derzeit Forstmeister in Lysic in Mähren, erlegt wurde. Sie ziert heute die ziemlich bedeutende Sammlung präparierter Vögel im Schlosse zu Teltsch. Scheckige Dohlen gab es häufiger und ich schoß

Harte Winterszeit.

selbst einmal eine solche. Auch die Birsche auf Krähen bei deren Horst ist ein ganz interessantes Unternehmen und sicher viel schwerer als die Jagd auf gar manches Edelwild. Eine Massenstrecke junger Saatkrähen erzielte ich einmal im Chotekschen Damwildpark in Veltrus in Böhmen. Wieviele ich schoß ist gänzlich uninterressant,denn man kann dort von früh bis abends ununterbrochen die in Massen vorkommenden jungen, noch nicht

flüggen Vögel, vom Ast herunterschießen. Natürlich kann dies nur eine kurze Zeit, und mit einer kleinkalibrigen Büchse Vergnügen bereiten. Heutzutage übrigens ein recht teuerer Sport.

Die am schwersten zu bejagende Art ist die Elster. Die Jagd mit dem Uhu habe ich so gut wie gar nicht betrieben. Mir fehlte Lust und Laune, aber gerade jetzt wo sich um die Krähen als Niederwildschädlinge beinahe niemand mehr kümmert, müßte man schöne Erfolge erzielen können.

Hier wäre noch der Eichelhäher und der Tannenhäher zu erwähnen. Von ersterem schoß ich viele. Der Vogel ist ungemein neugierig und es gelang mir oft gut verborgcn in einem Fichtenhorst, mit dem Mund auf der Handfläche lockend, mehrere der bald zustreichenden Häher zu erlegen. Angeblich kann man eine köstliche Suppe aus ihrem Fleisch kochen.

Im Fluge sind alle Rabenarten schwer zu schießen und es ist kaum möglich beim besten Fasanentreiben einen hoch über die Schützen ziehenden Eichelhäher zu pardonieren. Er verdient es übrigens gar nicht, denn alle Krähenarten vermehren sich stark und es sind eben alle zusammen Galgenvögel. Tannenhäher schoß ich nur zwei für die schon erwähnte Sammlung im Teltscher Schlosse.

KLEINE VÖGEL.

Ich habe fast alle bei uns vorkommenden kleinen Vögel geschossen. Als ich noch ein kleiner Junge war, durfte ich Spatzen mit dem Flobertgewehr schießen, ich verstand aber nicht, was ein Vogel für uns Menschen bedeutet und schoß auch manchen Singvogel. Ich schäme mich dessen noch heute, weil ich aber in diesem Buche wahr sein will, so muß es gebeichtet sein. Es wurde mir abgestellt; nur die Goldammer galt für mich als „gelber Spatz“ und wurde erlegt. Manchesmal lieferten

mein Bruder und ich so viel Spatzen, daß man einen nach italienischer Art zubereiteten Reis servieren konnte. Als wir bereits Studenten waren, begann das systematische Sammeln für die schon erwähnte Sammlung im Teltscher Schlosse. Von diesem Momente an wurde pedantisch auch auf die kleinsten Vögel gejagt, um stets ein Pärchen zu bekommen. Bei dieser Gelegenheit erlernte ich das Suchen der Nester vieler Vogelarten und ich hatte die Freude einmal die Eierchen eines zerstörten Spatzennestes in ein Nest des rotrückigen Würgers transferieren zu können. Die Eier wurden erbrütet und die kleinen Spatzen flogen aus. Der Würger wurde als schädlicher Vogel behandelt, was er in Wirklichkeit eigentlich nicht ist.

Ich glaube unsere kleinsten Vögel sind wohl das „Goldhähnchen" und der „Zaunkönig". Beide habe ich erlegt und viel Mühe verwandte ich auf die Suche nach dem Nest dieser beiden kleinsten Vögel, es gelang mir aber nicht es zu finden.

Ich lasse eine Liste aller jener kleinen Vogelarten folgen, die ich selbst erlegte und beobachtete und glaube, daß ich keine Gattung vergessen habe. Über jede einzelne Art zu schreiben fehlt mir die ornithologische Kenntnis, die schriftstellerische Gabe und hauptsächlich auch Geduld und Fleiß.

Zweifellos hat mich das Sammeln dieser kleinen Vögel das Leben in der Natur gelehrt. Man kann sich ganz leicht die Aufgabe stellen, ein Paar Goldhähnchen zu erlegen, wie man das aber dann durchführt, ist sicher sehr vielen Menschen ganz schleierhaft. Da muß man schon durch Erfahrung genau orientiert sein über die Lebensgewohnheiten unserer gefiederten kleinen Freunde.

Da ich also gar manchen Singvogel schoß, nicht aus Mordlust, sondern als junger Sammler, so habe ich auch hier in diesem Buche davon geschrieben. Daß alle die kleinen Vöglein keine Jagdtiere sein können, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen, im Gegenteil, man sollte

alles was über den Vogelschutz geschrieben wird, viel mehr beherzigen. Wer nur kann, helfe ihnen in strenger Wintersnot, man helfe ihnen, indem man ihrer natürlichen Existenzbedingungen gedenkt und man schütze sie vor Verfolgung durch Mensch und Tier.

Liste jener kleineren Vögel, die ich erlegte:

Rauchschwalbe, Mehlschwalbe, Fliegenfänger, Laubsänger, Goldhähnchen, Rohrsperling, gelbe Grasmücke, Gartengrasmücke, Misteldrossel, Singdrossel, Wacholderdrossel, Amsel, Steinschmätzer, Wiesenschmätzer, Hausrotschwanz, Rotkehlchen, Zaunkönig, Wasseramsel, Bachstelze, Gebirgsstelze, Seidenschwanz, Grauwürger, rotrückiger Würger, Pirol, Star, Grauammer, Goldammer, Feldsperling, Haussperling, Buchfink, Bergfink, Kreuzschnabel, Gimpel, Kanarienvogel, Hänfling, Zeisig, Stieglitz Grünling, Kernbeißer, Kohlmeise, Blaumeise, Tannenmeise, Schwanzmeise, Kleiber, Baumläufer, Haubenlerche, Feldlerche, Mandelkrähe, Eisvogel, Ziegenmelker, Mauersegler, großer Buntspecht, kleiner Buntspecht, Wendehals, Grünspecht.

DIE TAUBEN.

Vor nicht langer Zeit las ich einen Artikel eines begeisterten Wildtaubenjägers. Er schilderte die Jagd auf den balzenden Tauber recht spannend und ich muß gestehen, daß diese Jagd sicher einen gewissen Reiz bieten muß. Ich habe diese Jagd nie betrieben und schoß unsere gewöhnlichen Wildtaubenarten gelegentlich, mehr des schönen Schusses halber, als aus anderen Gründen. Eine hoch fliegende Ringeltaube ist ein sehr schwerer Schuß. Die Jagd auf junge Tauben bietet wenig jagdliche Reize, aber die Beute erfreut den Gaumen. Alle wilden Tauben sind harmlose schöne Tiere und ich glaube, man sollte sie ungestört lassen, außer es gelüstet einem gerade nach einem Gericht junger Tauben. Verursachen Tauben even-

Nach dem Schuß.

tuell irgendwo besonderen Schaden, so kann man ja welche abschießen.

Haustauben schoß ich außer bei Taubenschießen nicht häufig. Ich habe das Taubenschießen nie ernst betrieben, trotzdem ich gerade bei solchen Schießen einige auch erste Preise gewann.

Über diesen Sport will ich weiter nicht schreiben, er ist sehr interressant, hat aber mit Jagd gar nichts zu tun.

Ich kann mir vorstellen, daß ein hervorragender Taubenschütze, der kein Weidmann ist, auf einer Hühnerjagd ein unerquicklicher Anblick ist. So ein Mann sieht in einem Rebhuhn nichts anderes als einen „schweren“ oder „leichten“ Vogel.

WALDSCHNEPFEN.

Zu Okuli kommen sie meist nicht, aber sie kommen alle Jahre, leider, so kommt mir vor, immer weniger. Wenn ich aber nur halbwegs kann, so probiere ich es und sitze an einem schönen Fleckchen und lausche dem Vogelgesang. Gerade hier wo ich wohne war so ein Plätzchen. Es zogen nicht übermäßig viele Schnepfen, aber man konnte während des Striches doch ohne besonderes Glück 5—6 Schnepfen schießen. Heute ist die Nachbarjagd in andere Hände übergegangen. Ich gehe wieder auf mein sonst so ruhiges Plätzchen, aber nur wenige Tage, denn die Nachbarjagd ist schwarmlinienartig besetzt und es knallt wie auf einer Hasenjagd. Ich bin nun ganz froh, wenn ich den „Vogel mit dem langen Gesicht“ einmal sehe und balzen höre, das genügt mir und damit ist für mich der Schnepfenzug beendet. Es muß ja nicht sein.

SUMPFSCHNEPFE.

Das ist der Vogel, von dem man behauptet, daß es sehr häufig vorkommt, daß man auf den „Zick“ schießt, wenn er schon den „Zack“ macht. Ich habe wenig Bekassinen geschossen, da sie in meiner Heimat, wenn auch überall, nicht zahlreich vorkommen. Sicherlich muß das Schießen auf Bekassinen, wo viele sind, wegen des raschen Zickzackfluges sehr amüsant sein.

DIE WACHTEL.

Von diesem wohlschmeckenden Hühnchen kann ich kaum etwas Erwähnenswertes schreiben. Ich habe nie in Gegenden gejagt, wo die Wachtel in großen Mengen vorkommt. Mir will scheinen, daß die Wachtel auch eher abgenommen hat, denn man hört den wohlklingenden Balzlaut des Wachtelhahnes im Sommer nur selten. Ich persönlich schieße auf keine Wachtel mehr, wenn sie vor mir bei einer Hühnerjagd aufsteht, denn eine Schüssel voll bekommt man doch nie, also weshalb der Mord.

Ein einzigesmal in meinem Leben sah ich eine Wachtelhenne mit ihrem ca. vier bis fünf Tage alten Gesperr. Der Anblick der winzig kleinen munteren Hühnchen war reizend und bleibt mir unvergeßlich.

DAS REBHUHN.

In meinem Jagdbuche finde ich als erste Eintragung in der Rubrik Rebhuhn, am 18. Oktober 1891, die sehr niedrig gegriffene Ziffer 800. Bis zu diesem Tage reichte die schon erwähnte schlampige Zeit und erst von diesem Tage begann die pedantische Eintragung. Wenn ich weiters aus diesem Jagdbuche meine Jahresstrecke an Rebhühnern im Jahre 1893 mit 1155 Stücken herausschreibe, die ich alle auf der väterlichen Herrschaft Teltsch in Mähren schoß, so wird man mir sicher glauben, wenn ich sage, daß dort sehr viele Rebhühner waren. Ich war damals 19 Jahre alt. Es wurden sogenannte große Hühnerjagden abgehalten, an denen 2 bis 3 Gäste außer meinem Vater, meinem Bruder und mir teilnahmen. Solcher Jagden gab es fünf und wir Brüder hatten da nicht die besten Plätze. Unser Feld der Tätigkeit war eine Reihe ganz kleiner Jagdunternehmungen, bestehend aus dem Förster, 1 bis 2 Hegern, 10 Buben und 1 bis 2 guten Hunden und es kam nicht selten vor daß, wir in

höchstens 5 bis 6 Stunden jeder 100 Hühner geschossen hatten.

Wenn ich im Kapitel Reh schilderte, daß ich der Jagd auf den roten Bock meine weidmännische Grundlage verdanke, so muß ich hier den heimatlichen Rebhühnern meinen Dank abstatten für meine Ausbildung als Flugschütze. Meine höchste Strecke in Teltsch an einem Tage betrug 177 Stücke, was sehr viel ist, da stets im Gegensatze zu Böhmen, nur ein ganz kleines Terrain abgejagt wurde. Die größte Strecke an Rebhühnern erzielte ich im Jahre 1904 bei meinem Freunde Hans Pálffy in Březnic in Böhmen. Es wurden an diesem Tage 1029 Rebhühner aufgelegt, von welchen ich 270 Stücke schoß. Prachtvolle Hühnerjagden durfte ich in Frauenberg, Dymokur und Smečno in Böhmen mitmachen.

Für mich ist und bleibt eine gute Hühnerjagd mit viel Hühnern die gut fliegen, die schönste Schrotjagd. Diese sind aber immer selten gewesen und werden jetzt, wie so vieles andere, langsam ganz aufhören. Wer wird denn noch das Terrain besitzen, um in großen Streifen mit viel Treibern Hühner zu jagen, — also auch vorbei; bleibt die Suche mit einem guten Hund. Bei dieser Jagd ist die Arbeit des Hundes für mich das Interessanteste. Die Schüsse auf wegstreichende niedere Hühner sind meist leicht oder zumindest nicht schön. Zu dieser Jagdart eignen sich aber nicht große Rübenfelder, diese Jagdart ist nur in einem abwechlungsreichen Terrain, mit wenigstens annehmbarem Wildstand erheiternd. Stundenlang einer und derselben Kette nachzugehen und sozusagen jedes aufstreichende Huhn in Evidenz zu halten, ist herzlich langweilig. Ich überlasse so eine Schwitzkur gerne passionierteren oder jüngeren Schützen.

Es ist wohl nicht nötig über die Hege des Rebhuhnes zu schreiben, denn das ist schon in vorzüglicher Weise hinreichend geschehen. Nur fand ich vielleicht nirgends genug stark betont, daß man nie genug Hühner in das neue Jagdjahr hinüberfliegen lassen kann, natürlich

vorausgesetzt, daß ihnen das Terrain behagt. Es gibt Gegenden, die von den Hühnern grundsätzlich immer wieder verlassen werden. Dort bemühe man sich nicht sonderlich. Ich machte selbst Hühnerjagden mit, die ganz zur Zufriedenheit ausfielen, und ich mußte mir denken, daß dieser Stand an Hühnern vor der Jagd, mit drei multipliziert ungefähr der entsprechende Winterstand wäre.

Ein herabgekommener Hühnerbestand ist sehr sehr schwer in die Höhe zu bringen und man tut viel besser ein bis zwei Jahre gar nicht zu schießen, als viele Jahre zu laborieren. Wenn man besonderes Pech hat, kann es aber auch geschehen, daß gerade in den Schonjahren die Hühnergelege in Massen zu Grunde gehen. In diesem Falle kann man diese Jahre eben nicht als Schonjahre rechnen. Der größte und fast allgemeine Fehler ist, daß eben jedes Jahr, ob gut oder schlecht, ganz gleich gejagt wird. In guten Jahren wird viel und in schlechten wenig geschossen, dieses „wenig" ist aber immer viel zu viel. Man sortiere in einem schlechten Jahre bei der Strecke die Hühner nach dem Alter und man wird sehen, daß man nicht den Zuwachs, sondern das Standwild geschossen hat.

Ich habe zu wenig in anderen Ländern gejagt um ein Urteil zu fällen, aber Böhmen und Mähren mit ihrer hochkultivierten Ackerfläche erscheinen mir als die idealsten Heimatorte für das Rebhuhn. Das Rebhuhn ist ein großer Freund des Landwirtes und es ist direkt sträflich, wie heute die Klein- und Mittelagrarier dieses so nützliche Wild dezimieren. Ich glaube sie wissen gar nicht, wieviel Hühner sie zu ihrem Nutzen haben und schießen könnten. Einst sagte mir so ein Herr, daß heuer so viele Hühner seien, worauf ich ihm riet gerade heuer in der ganzen Gemeindejagd keinen Schuß auf Rebhühner abzugeben. Der Mann sah mich ganz entgeistert an und dachte wahrscheinlich, daß ich entweder nicht ganz klug sei, oder zu viel getrunken habe. Mein Rat wurde auch nicht befolgt, der schöne Nachwuchs

wurde prompt im embrionalen Zustand totgeknallt, und es blieb eben nur ein kleiner Rest, für dessen Flugvermögen die Schießtechnik nicht mehr reichte.

Vielleicht wird sich doch mit der Zeit jemand finden, der in den landwirtschaftlichen Schulen oder in der agrarischen Fachpresse ernstlich für unser Rebhuhn eintritt und den Leuten begreiflich macht, daß sie fast ohne die geringste Hege „tausende" statt „hunderte" Rebhühner haben könnten.

DER FASAN.

Mit ihm habe ich mich schon in sehr jungen Jahren befaßt. Nicht daß ich Fasanen in großen Mengen schoß, gerade das Gegenteil traf bei mir zu. Mein Vater unterhielt auf seiner Herrschaft Teltsch eine landschaftlich prachtvolle wilde Fasanerie, doch das rauhe Klima und die Lage, die ein Abwandern der Fasane sehr erleichterte, ließen es nie zu einem sehr bedeutenden Abschuß kommen. Die oft in weitem Umkreis in den verschiedensten Bauernwäldchen verflogenen Fasane waren meinem Bruder und mir überlassen. Wir wußten fast auf ein Stück genau, wieviele in jedem der Wäldchen steckten, doch war unsere Zeit als Studenten knapp bemessen und so mußte der oft weite Weg wegen 3 bis 4 Fasanen öfters unternommen werden. Bald gelang es uns aber, die Lebensgewohnheiten der Fasane so kennen zu lernen, daß wir sie schließlich doch überlisteten. Da erinnere ich mich ganz deutlich an so eine Fasanenbirsche. Das Wäldchen hieß „Lísek". Wir saßen verborgen auf einem Feldrain und beobachteten mit Feldstechern (ohne diese gingen wir nie) von Weitem das Herausziehen der Fasane auf einen Haferstoppel. Als alle Fasane ziemlich weit ins Feld herausgezogen waren, umgingen wir das Wäldchen und traten aus diesem plötzlich heraus. Die Fasane drückten sich und jetzt gingen wir sie auf 30 Schritte

Distanz an. Zwei Dubletten, dann noch eine Dublette meines Bruders und noch ein Fasan von mir waren der Erfolg. Kein Fehlschuß, kein angeschossener Fasan. Mit 7 Fasanen kehrten wir befriedigt heim. Immer ging es nicht so gut, aber wir hielten genaue Disziplin, mit jedem Schuß wurde gespart und gut hingehalten. Unser ganz spezielles Jagdrevier war der Schloßpark. Auch dorthin verflogen Fasane aus der Fasanerie und diese wurden zum Heranlocken weiterer Wanderer besonders gefüttert. Dort fand dann ab und zu eine Paradejagd statt, zu der wir einmal sogar unseren Vater einluden. So war es als Knabe. In späteren Jahren hatte ich dank liebenswürdigster Einladungen Gelegenheit, prachtvolle Fasanjagden mitzumachen. Oft finde ich in meinem Jagdbuche die Ziffer 100 weit überschritten.

DAS HASELHUHN.

Ich habe in meinem Leben nur ein Haselhuhn geschossen und kann daher fast nichts über dieses wunderschöne schon recht seltene Wild schreiben. Ich habe nicht in Gegenden gelebt, wo das Haselhuhn heimisch ist und wenn ich im Gebirge weilte, hatte ich andere Absichten, als auf diese Hühner zu jagen.

Gerne würde ich einmal die Lockjagd, mit jemandem der es kann, mitmachen.

Mein einziges Haselhuhn schoß ich bei einer Waldjagd bei Bilin in Böhmen.

BIRKWILD.

Schon in jungen Jahren, bevor ich auf den großen Hahn durfte, habe ich gar manchen Birkhahn aus dem Schirme bei der Balze erlegt. In den, meinem Vater gehörigen Revieren, war das Birkwild sehr häufig und

es gab eine Reihe Balzplätze auf denen 4 — 5 ja auch bis 20 Hähne balzten. Diese Balzplätze lagen meistens in nassen Wiesen oder Weiden unweit des Waldes. Ich bedauere es sehr, daß ich von meinem Wohnort jetzt keinen erreichbaren Birkenhahnbalzplatz besitze, denn ein Morgen unter diesen munteren kampfeslustigen verliebten Sängern ist eine Quelle der Freude.

Noch vor dem ersten Morgengrauen hat man im Schirm seine Erlebnisse. Rehe, Hasen, oder gar Schädliches geistert an dem Schirm vorbei; einmal besuchte mich fast bis in den Schirm hinein ein verliebtes Stockentenpaar. Noch ist fast nichts zu hören als Eulen, Dorfhunde und der Haushahn, dann beginnt die Bekassine und der Kiebitz, endlich die erste Lerche und die Hähne fallen ein. Zuerst nur zögerndes Kollern, die Hähne flattern pfauchend hin und her, bis jeder seinen Platz gefunden hat und dann beginnt das herrlichste Konzert vom Triller der Lerche begleitet. Leider muß man auf der Jagd schießen und der Lärm des Schusses hat mir besonders am Birkenhahnbalzplatze weh getan.

Schon vor vielen Jahren, als ich noch alljährlich in Teltsch zur Balzzeit weilte, bezog ich einen Schirm, bei welchem 7 Hähne einfallen sollten, mit meiner kleinen Tellbüchse. Die schwachen Schüsse erschreckten das Wild kaum und als es noch nicht vollkommen Schußlicht war, hatte ich 5 Hähne. Auch die letzten zwei hätte ich noch leicht schießen können, doch ich vertrieb sie, um den Balzplatz nicht auszurotten. Mehr als 5 Hähne habe ich nie an einem Morgen erlegt. Meine schönsten Erinnerungen sind aber jene Hähne, die ich mir unter unsäglichen Mühen, birschend und kriechend, holte. So ein kleiner Hahn hat auf jeder Feder ein Licht und man muß dessen eigenen in der Balz aufgestellten Stoß oft benützen, um noch im letzten Moment anschlagen zu können.

So wie das Auerwild — nimmt angeblich auch das Birkwild überall ab. Warum? Ich weiß es nicht, denke

aber, daß die intensivere Forstkultur, die erwerbsmäßige Beerensuche und die modernen Waffen die größte Schuld tragen. Zur Zeit, als es noch sehr viel Birkwild gab, trug noch mancher Berufsjäger ein Lefaucheuxgewehr. Wie sahen damals die Flinten der Bauernjäger aus? Sie trafen nichts, sie gingen überhaupt nicht auf einen Birkhahn, weiters hatten sie keine Jagdhunde. Heute knallen sie das junge Birkwild mit hahnlosen Flinten vor dem Hunde nieder, bei der Suche, in ihren von Birkwild besonders bevorzugten schlecht gepflegten Wäldern, noch bevor man den Hahn von der Henne unterscheiden kann. Damals schoß der Bauer fast nie auf einen fliegenden Vogel, weil er ihn nicht traf, auch war ihm der Schuß viel zu teuer und selbst der Hase wurde hauptsächlich am Anstand sitzend geschossen.

AUERHAHN.

Ueber ihn und die Jagd auf denselben zu schreiben fällt mir furchtbar schwer. — Balzzeit! — Was für eine Fülle von Gedanken und Erinnerungen wollen da niedergeschrieben sein, doch mir fehlt die Gabe hiezu. Meister der Feder haben sie in Prosa und Dichtung zu verherrlichen versucht, doch es gelang allen nur zum Teil, denn was ein junges frisches Weidmannsherz in ihr zu fühlen imstande ist, kann keine Sprache wiedergeben. Wer besonders schon in jungen Jahren seinen ersten „großen Hahn" in der Balze schoß, der denke zurück an die Tage vorher, an die letzte Nacht vor dem großen Moment, an den Augenblick als das erste Knappen des urigen Vogels an sein Ohr drang, bis zum erlösenden Schuß. Er denke an den Moment, wie er den stolzen Vogel emporhob und der ganze Wald erfüllt war von Liebe und Lust. Das war schön, ja herrlich schön. Mit der Zeit und in reiferen Jahren wird diese Freude ruhiger und heute muß ich ehrlich bekennen, daß mir die Jagd

auf den „großen Hahn", wenn auch noch immer sehr lieb, nicht sehr viel mehr sagt, als den Genuß eines schönen Frühmorgens nach der Totenstarre des Winters.

Meinen ersten großen balzenden Hahn erlegte ich, 16 Jahre alt, auf der damals meinem Vater gehörigen Herrschaft Kunžak (Königseck) bei Neuhaus in Böhmen. Meine meisten Hähnen schoß ich dort und in den ebenfalls meinem Vater, später meinem leider viel zu früh verstorbenen Bruder, und jetzt dessen Sohn gehörigen benachbarten Herrschaften Teltsch und Studein in Mähren, in den polit. Bezirken Dačic und Iglau gelegen. In letzteren Revieren hat das Auerwild, aus unbekannten Gründen, zu existieren so gut wie aufgehört, während es im erst-

genannten zwar in geringerer Zahl, doch immer noch einen sehr schonenden Abschuß von 4 bis 6 Hähnen zuläßt. Das rapide Abnehmen des Auerwildes in so vielen Revieren im Raume der alten Monarchie, wird allgemein einer Seuche zugeschrieben, welcher Ansicht ich mich auch, mangels jedes anderen Grundes, anschließen muß.

Fast alle Hähne, die ich bejagte, schoß ich in Gegenden des Mittelgebirges oder der Ebene und ihr Benehmen war dementsprechend auch fast überall das Gleiche. Nur wenige Hähne schoß ich im Hochgebirge bei meinem Vetter Ernst Grafen Hoyos in dessen herrlichen Revieren Niederösterreichs. Der Gebirgshahn ist unserem „Morastpapperl", wie ihn mein Vater nannte, eben nicht auf eine Stufe zu stellen. Es ist wohl wieder, wie so oft bei der Jagd, nur der Standort der den hohen Genuß bedingt; doch mich deucht, daß der Gebirgshahn besser balzt und überhaupt lebhafter ist, auch scheint er nicht wie bei uns im Mittelgebirge jede graue Wolke am Horizont so übel zu nehmen, daß er ganz verschweigt. Einige Hähne schoß ich in den Gebirgen Siebenbürgens. Die Hähne benahmen sich dort so wie sie es angeblich auch in den Karpathen tun sollen. Stets eine große Anzahl auf einem Balzplatz sehr gut aber kurz am Baume balzend, worauf die Hauptbalze sich am Boden fortsetzt. Ich schoß damals 3 Hähne ohne anzuspringen, ruhig von einem Hahn zum andern gehend. Die verbliebenen Hähne, sicher noch 8—10, gingen hierauf zu Boden, wobei sie mich bemerkten und wie eine Herde Truthühner in die Dickung liefen. Tags darauf setzte ein Nachwinter ein und ich verließ meine luftige Stina ohne viel Erfahrungen mit Urwaldhähnen gesammelt zu haben. Ungemein viel Auerwild traf ich während der Elchjagd in Norwegen, in einem Reviere am Namsenfluß an. Ich hätte dort leicht täglich bis 10 Stücke schwer vor mir aufstehende Hähne erlegen können, schoß aber nur ein junges Huhn für den Tisch.

Besonders interessante erwähnenswerte Erlebnisse hatte ich mit Hähnen nicht; alles was einem bei der Balzjagd passiert, ist ja sicher schon vielen anderen Jägern auch vorgekommen. Eines Hahnes erinnere ich mich besonders gerne. Es war im Revier „Řidelov" auf der väterlichen Herrschaft Teltsch. Ich hatte den Hahn mit großer Mühe, in verharschtem Schnee einbrechend, glücklich angesprungen und entdeckte ihn so klein wie ein Vöglein, auf der Spitze einer der höchsten Fichten des herrlichen Bestandes sein Lied singend. Es war für die Schrotflinte fast zu hoch, doch ich wollte es wagen. Au meinen ersten Schuß fliegen Federn und der Hahn sinkt mit hohem Kopf in sich zusammen. Der zweite Schuß hat dieselbe Wirkung. Nun lade ich schnell und spanne beide Hähne. Auf den dritten Schuß wird der Hahn hoch und streicht über mich ab, wobei ich ihn mit dem vierten Schuß aus den Lüften hole. Bei dieser Geschichte wird vielleicht irgend ein Leser sich denken, warum ich nicht mit der Kugel schieße. Betreffs der Weidgerechtigkeit möchte ich sagen, daß Kugel wie Schrote mit gleichem Rechte zu verwenden sind. Jede der beiden Waffen hat ihren Vor- und Nachteil. Zweifellos wird es leichter für einen guten Schützen sein, mit einer fernrohrbewehrten Büchse eine größere Anzahl Hähne in einer bestimmten Zeit zu erlegen als mit der Schrotflinte, denn nur ein naher Schrotschuß auf das starke Wild ist weidmännisch und nahe heran zu kommen stellt oft sehr große Anforderungen an den Jäger.

Das Auerwild ist sozusagen „Urwild par excellence" und daher glaube ich, daß es nicht leicht ist durch Hege und Pflege diesem Wilde zu helfen. Zweifellos ist, oder besser gesagt, war unsere moderne Waldwirtschaft eine derartige, daß sie die Existenzbedingungen dieses Wildes sehr stark beeinträchtigte. Fichten und wieder Fichten in endlosen Reihen gesetzt sind kein Quartier für Auerwild. Mit Ungeduld erwartete der Forstwirt, daß sich die Kultur schließt, und von diesem Momente an war es doch die

größte Sehnsucht des Forstwirtes, bis zur Abtriebsreife dieses so gegründeten Bestandes, außer dem Grün der Kronen nichts mehr zu sehen als Holz und abgefallene braune Fichtennadeln. In so einem Walde kann kein Auerwild leben, ja ich möchte sagen, daß in so einem Walde sehr wenige Tiere gedeihen können außer den leider zu wohlbekannten Fichtenschädlingen. Gottlob, muß man sagen, hat der Mensch der Götterstärke weichen müssen, und die Allmutter Natur hat nicht das werden lassen was man ursprünglich wollte, und unser schöner Wald hat die Kraft behalten den modernsten Forstwirten eine elastischere Wirtschafts- resp. Verjüngungsweise anzubieten. Man ist nun so weit, wieder etwas zur Natur zurückzukehren und ich sehe gerade in diesen modernen Bestrebungen eine große Zukunft für Wald und Wild, nach Überwindung der ersten Anfänge. Wo viel von selbst wächst, dort wird das Wild gedeihen und der Schaden durch das Wild wird geringer werden.

Möge es den Besitzern jener Wälder in denen das Auerwild heimisch ist, durch vernünftigen Abschuß, besonders der alten Hähne, durch Schaffung von Ruhe im Walde und entsprechende Verfolgung des zwei- und vierbeinigen Raubwildes gelingen, dieses herrliche Wild zu erhalten, damit auch unsere Nachkommen in den duftenden Frühjahrswald gelockt werden durch den elektrisierenden Ruf: „Die Hähne balzen".

PERLHUHN.

In Afrika und besonders im Sudan sah ich enorme Mengen von Perlhühnern und schoß auch einige am Abend von ihren Schlafbäumen. Ich gab es aber bald auf. Ich hatte fast immer irgend ein ganz billiges Schrotgewehr mit, welches ich am Schlusse der Reise als Trinkgeld herschenkte. Eines dieser Gewehre kaufte ich um wenige Kronen in Wien auf dem berühmten sogenannten

„Tandelmarkt". Die Federn der Hähne dieser Flinte waren so schwach, daß man immer zuerst zweimal abdrücken mußte, damit der Schuß beim drittenmal losginge. Die wilden Perlhühner sind aber recht zähe und so ließ ich Perlhühner und Schrotflinte lieber in Ruhe.

FRANKOLINHUHN.

Ornithologe, bitte nicht zu schimpfen. In Ostafrika traf ich ein Huhn, von dem ich mir dachte, daß es ein Frankolinhuhn sein könnte, es ist aber immerhin möglich, daß diese Hühner auch anders hießen. Ich wollte sie nicht sammeln sondern nur essen, und ich schoß zwei Stücke. Wir nannten diese Vögel auch „junge Fasane", weil ihr Flug sehr an den eines jungen Fasans erinnerte.

RAUBVÖGEL

Auch hier beginne ich ein Kapitel, durch das ich mir sicherlich die höchste Ungnade jedes Ornithologen zuziehen werde. Einst lebte ein sehr braver und sehr tüchtiger Jäger, dessen ornithologische Bildung darin bestand, daß er alle Raubvögel nur in zwei Gattungen teilte: Der „große Geier" und der „kleine Geier". So arg ist es bei mir nicht, aber meine Kenntnisse stehen hart an einem Tiefstand ornithologischen Wissens. Die häufigsten aller bei uns vorkommenden Raubvögel habe ich geschossen. Habicht, einen Wanderfalken, Bussarde, zwei Gattungen Weihen, den Turmfalken, Sperber, drei bis vier Gattungen Eulen. Ich habe nie speziell auf Raubvögel gejagt, ich schoß alle nur gelegentlich. In Afrika schoß ich mehrere große Aasgeier, meist mit der Kugel, indem ich in die Masse dieser großen Vögel feuerte, die auf den Resten eines vor mir erlegten Wildes saßen. Ornithologe klage nicht, ich habe

sie nicht einmal aufgehoben, denn ich wollte sie nur vom Luder abhalten, damit dieses für die Nacht erhalten bleibt. Nur den herrlich gefärbten „Gaukleradler" Afrikas trachtete ich zu erbeuten, doch gelang es mir leider nicht. Auf einen einzigen schoß ich, als er bei einer Wasserpfütze saß, mit der Kugel und fehlte ihn.

Die Jagd mit dem Uhu habe ich fast nie betrieben und daraus resultiert wohl hauptsächlich mein geringes Wissen. Wären die allermeisten Raubvögel nicht der Niederjagd schädlich, so sollte man überhaupt nie welche schießen. Was kann es schöneres geben als einen Raubvogel im Flug, — ein herrlich nobles Bild.

Daß das Auge der Raubvögel ungemein scharf ist, weiß jeder und doch möchte ich eine Beobachtung niederschreiben, die in dieser Beziehung nicht uninterressant erscheint. Ich hatte bei meiner Reise IV in Afrika einen Löwen erlegt. Als meine Leute mit der Arbeit des Abstreifens der Decke fertig waren und ich im Begriffe war abzumarschieren, dachte ich daran, daß es doch eigentümlich sei, daß kein Raubvogel zu sehen ist und doch sicher kaum in einer Stunde der ganze Löwe gefressen sein wird. Ich nahm mein Glas und durchsuchte die ganze Gegend. Ich blickte in die Lüfte um eventuell meinem Auge unsichtbar kreisende Geier festzustellen, nichts war zu sehen. Ich ging, doch kaum war ich 300 Schritte entfernt höre ich ein Rauschen und mich umblickend, seh ich eine ungewöhnliche Menge von Aasgeiern und Marabus auf meinen Löwen herabfallen. Es war ein hochinterressanter Anblick, wie ich ihn in der Art nie mehr sah. Ich blieb an der Stelle um das Schauspiel voll zu genießen. Mein Löwe und ein sicher 50 Meter im Durchmesser messender Raum um denselben war bedeckt von den großen Vögeln. Alles balgte sich und hieb aufeinander ein. Die Stelle wo der Löwe lag war erfüllt von schlagenden riesigen Schwingen und über diesen sah man herausgerissene Fleischfetzen fliegen. Ich ging nun weg und glaube nicht, daß das Verzehren des

Der „Auf" in Bedrängnis.

Löwen bis auf das klare Gerippe eine Stunde gedauert haben kann. Zweifellos interessant war auch zu konstatieren, daß der Marabu der Herr am Luder war, vor dem der größte Aasgeier weichen mußte.

Wie hoch mußten alle diese großen Vögel in der Luft geschwebt haben, wie genau mußten sie jedes Detail beobachtet haben, und ich halte es gar nicht für ausgeschlossen, daß alle außer menschlicher Sehweite dem Löwen folgen, um die Reste seines Risses zu verzehren. Diesmal ward er selbst ihnen zum Fraß.

WASSERVÖGEL

Es ist mir ganz unmöglich alle Gattungen von Wasservögeln separat zu behandeln, ja ich bin nicht einmal imstande alle Gattungen, die ich schoß, genau zu

bestimmen. Mancher Leser wird mir das vielleicht verargen, aber ich gestehe offen, daß es mir ziemlich gleichgültig ist, ob ich bei einer Jagd eine Stockente oder Moorente herunter schieße. Ich war auch nie ein passionierter Sammler von Gattungen Federwild und vielleicht liegt der Grund hiezu darin, daß ich zur Zeit als sich das Häkchen bog, sehr wenig Gelegenheit hatte auf Wasserwild zu jagen.

Der größte Wasservogel den ich erlegte war der Pelikan. Ich schoß in einen großen Flug dieser imposanten Vögel auf gut Glück mit der Kugel und ein Pelikan stürzte in den Nil. Gleichzeitig fiel auch eine ziemliche Menge von ganz ansehnlichen Fischen herab, welche die Vögel wohl in den großen Taschen unter dem Schnabel aufbewahrt hatten und im Schreck ausspien um leichter fliegen zu können.

Ein Ornithologe müßte im Sudan verrückt werden vor Wonne, denn der Arten muß es dort viele hunderte geben. Der zweitgrößte Wasservogel den ich schoß ist die Wildgans. Meine erste Wildgans schoß ich als Knabe auf einem Stoppelfeld neben der heimatlichen Fasanerie Teltsch in Mähren. Ich kannte die zwei großen Vögel nicht, die dort aufrecht saßen, war aber der Figur nach sicher, Gänse vor mir zu haben. Wie aber bekommen und da fiel mir irgend eine Geschichte ein und ich begann in einem weiten Kreis die Gänse zu umgehen und den Kreis immer mehr zu verengen. Endlich erhoben sich die Gänse und es gelang mir eine mit gebrochenem Flügel herunter zu holen. In meiner Freude bemerkte ich gar nicht, daß die einsam verbliebene Gans niedrig über mir kreiste.

Im Spätherbst 1924 weilte ich einige Tage in Totis (Ungarn) bei Graf Franz Esterházy und konnte die enormen Massen von Wildgänsen am gleichnamigen See bewundern. Abends strichen die Gänse zum See und zeitlich am Morgen erhoben sie sich brausend um den Feldern zuzustreichen. Leider waren gerade klare Tage

ohne Nebel und so strichen täglich wohl tausende Gänse über Schrotschußdistanz über mich und es gelang mir nur verhältnismäßig wenige Stücke zu erbeuten.

Ich hatte nie das Glück wirklich gute große Entenjagden mitzumachen und meine Erfolge bewegen sich in sehr bescheidenen Ziffern. Ein wunderbarer Wintersport ist es an Bächen oder Flußufern zu birschen oder gut verborgen nur auf die schön ausgefärbten Erpel zu jagen. Leider kam ich zu wenig dazu.

Eine äußerst unterhaltende Entenjagd fand auf dem zirka 140 Hektar großen Teiche des väterlichen Besitzes Rotwehr im Neuhauser Bezirk im Böhmen statt. Man fuhr in Booten und Treiber gingen mit langen Stöcken bis zu den Hüften im Wasser durch Schilf und Ufergras. So zog man zweimal um den ganzen Teich. Die Zahl der Enten die man erlegte war nicht übermäßig groß und nur einmal gelang es uns die mausernden Erpel zu überlisten; an diesem Tage wurden 112 Stockenten, leider meist schwimmend, erlegt. Nach Beendigung der Jagd wurde die in der Mitte liegende Insel erstürmt, auf welcher eine Möwenkolonie war. Man machte einige schöne Schüße auf alte Möwen aber gar lange hielt man sich nicht gerne dort auf, da der Boden bedeckt war von Exkrementen und toten jungen Möwen. Außerdem war die Insel voll von schreienden noch nicht flüggen jungen Möwen. Diese wurden nun in das Wasser getrieben und mit den Booten bis in den Meierhof gedrückt, der ganz am Rande des Teiches liegt. Die Leute des Meierhofes erwarteten begeistert die Jagd und aßen die jungen Möwen, die angeblich wie junge Tauben schmecken sollen, was unmöglich wahr sein kann.

Allgemein klagt man, daß Enten in Böhmen und Mähren abnehmen und schiebt die Schuld vielfach dem Ueberhandnehmen der Bisamratte zu. Ich habe keine Erfahrungen und will daher kein Urteil abgeben, aber ich glaube, daß eben zu vielerlei Menschen den Bisamratten auflauern und letztere manchmal, mit oder

ohne Absicht, mit einer brav brütenden Entenmutter verwechselt werden. Das fortwährende Knallen an den Teichen gerade zur Morgen- und Abendstunde kann den Enten auch nicht besonders angenehm sein.

Damit will ich dieses für einen Kenner unerschöpfliche Kapitel schließen, ich bin aber in der Wasserjagd wenig bewandert und habe zu wenig erbeutet, um erzählen zu können.

DER MARABU.

In Gedanken versunken.

Wer nicht in freier ursprünglicher Natur in weiter afrikanischer Wildnis an einem schönen Platze unter einigen großen Bäumen gelagert hat, wer nicht die Reize dieses freien Lebens voll Poesie an den eigenen Lagerfeuern empfunden hat, kann nicht voll ermessen wie eng verbunden mit dem Begriff Lager gewisse Tiere und Tierstimmen sind.

Meine Lagerfreunde, die Marabus.

Nach kurzer Dämmerung ist es Nacht geworden und mit einem Schlage beginnt ein Konzert von tausend und übertausend Zikaden und nach dem Abendessen oder schon im Zelte ruhend heult die Hyäne bis der König der Tiere seine gewaltige Stimme erhebt. Und so wie diese Stimmen des Nachts, so gehört zum Lager der braune Milan, der im Fluge jeden Fleischrest mitten aus dem Lager holt, gehört der Marabu, der wie ein alter in Gedanken versunkener kahlköpfiger Herr der Dinge harrt die da kommen können. Jeder weiß, wie ein Marabu aussieht und deshalb brauche ich ihn nicht zu beschreiben, aber seine urkomische läppisch linkische Art sich am Boden zu bewegen sollte ich beschreiben, aber ich treffe es nicht. Ist er einmal in der Luft, so ist er ein Meister des Fluges, der keinem Raubvogel nachsteht. Am Luder ist er der unbedingte Herr aller befiederten Besucher, er teilt mit seinem starken Schnabel furchtbare Hiebe aus.

Braune Milane.

Der Marabu wird seiner Federn halber sicher viel mehr beschossen als erlaubt ist und nur daraus kann ich mir erklären, daß er in manchen Gegenden sehr scheu wurde. Ich selbst schoß stets nur die erlaubte Zahl von zwei Stücken und fand im Gegensatz zu dem, was ich in „Brehms Tierleben" las, den großen Vogel oft sehr zahm, ja ich konnte mein Tagebuch schreibend, den in unmittelbarer Nähe sitzenden Marabus Fleischreste zuwerfen.

Die schönen Federn trägt der Vogel an der unaussprechlichen Stelle. Nachdem der Vogel Aasfresser ist kann man sich vorstellen wie gut diese schönen Federn, die so gerne von den Damen getragen werden, riechen. Ich habe die Federn oftmals gewaschen, monatelang in Tabak gelegt, mit Parfum beschüttet und doch rochen sie noch viele Monate als sie schon längst in Europa waren.

DER STRAUSS.

In Ostafrika habe ich fast überall wohin ich kam Strauße gesehen, weniger bei meinen Reisen im angloägyptischen Sudan, womit ich aber nicht behaupten will, daß dort weniger Strauße vorkommen. Die von mir in Ostafrika bereisten Gebiete waren im Gegensatze zum Sudan meist übersichtlicher und das Wild daher leichter zu sehen, doch viel schwerer zu bejagen.

Man hat mich schon so oft gefragt ob der Strauß schön oder häßlich ist und ich habe nie gewußt was ich antworten soll und ebenso ergeht es mir jetzt wenn ich über ihn schreibe. Der enorm große Vogel ist eigentlich häßlich, sein nackter Hals, der zu kleine fast nackte Kopf, die nackten Schenkel, alles ist häßlich und doch bei aller Komik und Absonderlichkeit ist er wunderschön und ein Rudel der grau befiederten Hennen mit einigen schwarzweißen Hähnen ist ein immer wieder fesselnder Anblick. Einen Strauß zu erlegen ist keine so leichte Sache, da die Vögel sehr scheu sind und durch ihre Größe in der Lage sind, ein sehr großes Terrain zu überblicken.

Ich schoß nur einen Straußenhahn gelegentlich meiner Reise II. Wir lagerten am Tikaflusse. Zwischen dem Lager und dem Flusse befand sich ein kleiner Hügel. Ich saß beim Frühstück vor Aufbruch der Karawane und bemerkte, daß ein kleines Rudel Strauße zwischen diesem Hügel und dem Flusse durchwechselte. Ich lief in dem Momente als die Strauße durch den Hügel gedeckt waren an diesen heran und konnte einen nicht allzu weiten Schuß anbringen. Auf den Schuß zeichnete der Hahn gar nicht und tat sich einfach nieder; ich mußte ihm noch einen Fangschuß geben.

An dieses Lager habe ich, außer an viel herrliches Löwengebrüll und großen Wildreichtum, noch die Erinnerung an einen nächtlichen Überfall durch Ameisen. Es war in tiefer Nacht als ich mit Entsetzen erwachte. Mein ganzes Zelt und ich selbst waren bedeckt von

Auf meinen Schuß setzt sich der Hahn einfach nieder.

Millionen von Ameisen. Ich war doch imstande die Laterne zu entzünden und alarmierte das Lager. Bald hatte man entdeckt, daß die wandernden Ameisen ihren Weg gerade über mein Zelt gewählt hatten. Alles Schlagen war umsonst und erst als wir glühende Kohle um das Zelt legten hörte die Wanderung auf. Das Zelt konnte gesäubert werden und ich hatte meine Ruhe wieder. Mein Vetter Karl Hoyos mußte unwillkürlich lachen, ich später auch, aber im ersten Moment war die Situation im Ameisenhaufen keine gemütliche, trotzdem mich die Tiere gar nicht bissen.

Als ich nach zwei Jahren mit Graf Hans Pálffy fast an derselben Stelle lagerte, hatte ein Bure dort seine Farm errichtet. Wir wollten Eier und Gemüse bei ihm kaufen, was er ablehnte, dafür kam er zu uns Kaffee trinken und spuckte uns rauchend das Zelt voll. Er bat uns um Schießpulver oder Patronen was wir laut Vorschrift verweigerten. Er sprach fast nichts und als er

Affenbrotbaum.

seinen Kaffee ausgetrunken hatte, verließ er uns fast ohne zu grüßen. Alle Poesie des Platzes war verdorben. Wild war noch zu sehen, doch wohl nur deshalb, weil die Regierung ihm keine Büchsenmunition gestattete.

Dies ist die Geschichte meines einzigen Straußes, die ich vielleicht nur durch eines noch erweitern könnte, daß ein Straußenei uns eine Omelette lieferte, die für zwei Personen viel zu groß war. Im Jahre 1908 durfte man keinen Strauß mehr schießen. Leider werde ich wohl nie mehr einen Strauß in freier Wildbahn sehen.

DAS KROKODIL.

Die großen Gewässer Afrikas beherbergen ungemein viele dieser widerlichen Panzerechsen.

Die meisten Krokodile, und unter ihnen enorm große, sah ich am weißen Nil. Oft glaubte man von Weitem

„Timsa" ruht.

auf einer Sandbank einen Haufen vom Wasser angetriebener Baumstämme zu sehen, welche sich dann später als Krokodile entpuppten, die neben- und übereinander lagen. Die Tiere verhalten sich am Lande fast immer regungslos als ob sie schlafen würden, nähert man sich aber, so gleiten sie sofort ins Wasser. Sehr gerne liegen sie am Ufer mit weit aufgesperrtem Rachen und ich sah öfters einen kleinen Vogel im Rachen herumlaufen und sicher wohl die Rolle einer Zahnbürste spielen. Ob die Tiere dem Menschen gefährlich werden können weiß ich nicht, doch würde ich nie in aller Ruhe durch ein tieferes Gewässer gehen oder schwimmen. Muß man dies aber, so wird es gut sein, vorher einige Schüsse ins Wasser abzugeben oder mit Stangen auf den Wasserspiegel zu schlagen, worauf die Tiere, da sie sehr feige sind, sicher die Flucht ergreifen. Ihre Nahrung wird wohl hauptsächlich aus Fischen bestehen, und bei dem enormen Fischreichtum des weißen Nil dürften kaum hungrige Krokodile vorkommen. Von einem schwimmenden Krokodil sieht man nur die Lichter und die Nasenspitze.

Die Jagd auf Krokodile bietet keinen großen Reiz. Mein erstes und größtes Krokodil schoß ich vom gemie-

teten Dampfer am Ufer des weißen Nil ungefähr in der Gegend von „Gozabuguma". Bei meinen anderen Reisen habe ich auf Krokodile nicht mehr gejagt. Vom Postschiff aus zu schießen ist verboten, doch gestattete sich dies ein ägyptischer Major gelegentlich der Heimreise nach meiner letzten Jagdtour. Kaum war sein erster Schuß gefallen, erfaßte ich die Gelegenheit des Präzedenzfalles, holte meinen Mauser und vergnügte mich, Krokodile zu schießen. Ich habe sicher viele vom fahrenden Dampfer gefehlt aber sicher auch eine ziemliche Anzahl erlegt.

Krokodile legen bekanntlich auch Eier, ich möchte aber lieber verhungern als sie zu essen. Freund F. M. aß aber welche und ich bewunderte ihn darob sehr.

Gelegentlich meiner Reise IV. schoß Graf Rudolf Hoyos ein großes Krokodil, welches einige unserer Leute aßen. Das Fleisch sah sehr fein aus, wie geräucherter Lachs, doch zuckte dasselbe noch unendlich lange als es bereits in Portionen zerteilt war und das war abscheulich.

BLINDSCHLEICHEN UND EIDECHSEN.

Auch diese armen und nützlichen Tiere waren in gewissen Stadien meiner Jugendzeit vor mir nicht sicher, ich hatte es besonders auf Feuersalamander abgesehen, die ich für ganz besonders bösartig und giftig hielt.

Diese Witze wurden mir aber bald abgestellt und ich habe seit dieser Zeit, außer Krokodilen, nie mehr ein Tier dieser Art belästigt, wenn ich auch gerade in Afrika sehr große, bis über einen Meter lange Eidechsen sah.

BOA UND ANDERE SCHLANGEN.

Ich war am Heimweg von einer über Nacht geplanten Exkursion auf Elefanten und hatte an den Fährten konstatiert, daß das Rudel nur aus Kühen und ganz jungen

Elefanten bestand, und so kehrte ich ins Lager zurück. Es war am Galegu, einem Nebenflusse des Dinder, welcher wieder ein Nebenfluß des blauen Nil ist, während der Reise IV.

Ich ritt längs eines trockenen breiten sandigen Bachbettes und überraschte eine Riesenschlange, die das brüchige Ufer erklimmen wollte, was ihr aber nicht gelang und da rollte sie sich resigniert zusammen. Ich wollte sie nicht zerschießen und so fällten wir ein Bäumchen und ließen dieses nach der bekannten Methode „Ho — ruck" auf die arme Schlange niedersausen. Ihre Angriffe im lockeren Sande quittierten wir immer mit einer kurzen Flucht. Endlich war die Schlange tot und in einem Sack auf dem Kameel verstaut. Ich kam spät ins Lager und mein Reisegefährte saß schon beim Abendessen, an dem ich gleich teilnahm. Plötzlich großer Lärm und die Windlichter werden von unserem Tisch weggerissen. Die Schlange hatte einen Mann gebissen, war entflohen und wurde bereits, wieder gefangen, im Triumph an der Schwanzspitze herbeigeschleppt. In der Aufregung wurde sie mit einem Beil enthauptet und der Kopf überdies weggeworfen und so kam ich um den schönen Kopf und ein ziemliches Stück Schlangenhaut. Immerhin mißt die Haut noch 2·80 Meter.

Sonst sah ich nur wenige Schlangen, die immer von meinen Leuten erschlagen wurden. Einmal erfaßte mich mein Somalneger „Ali" und sprang mit mir über eine angebliche Puffotter, ich habe sie nicht gesehen. Das Erlebnis mit Schlangen, das ich beim Feuermachen hatte, kommt im Kapitel über die Elenantilope vor. Einmal las ich an der Karawanenstraße während Reise V vor einem Rasthaus sitzend, die eben angekommene oder besser gesagt abgefangene Post und da fiel mir eine fast zwei Meter lange Schlange vom Dach vor die Füße und entfloh. Es war nicht angenehm und ich bin herzlich froh, nicht mehr Erlebnisse mit diesen Tieren gehabt zu haben.

Von europäischen Schlangen erlegte ich einige wenige Kreuzottern und sehr viele der harmlosen Ringelnattern als Knabe.

FRÖSCHE.

Der heimatliche Schloßpark in Teltsch Mähren, wird von drei. wenn auch nur schwach fließenden Gewässern durchzogen und beherbergte eine sehr große Zahl von Fröschen. Diese waren in meiner Jugend im Spiel für mich und meinen Bruder die Hasen des Reviers. Der Park war in zwei genau getrennte Schutzbezirke geteilt, die jeder von uns streng getrennt hütete. Alljährlich wurde eine große Froschjagd abgehalten, bei welcher einmal mein Schwager Ferdinand Lobkowitz uns die große Freude machte, als Paradeschütze über 100 Frösche zu erlegen.

Die größte Kröte die ich sah, hauste im Garten des Clubs in „Mombasa" Ostafrika. Das Tier war so groß wie ein normaler Männerhut und die Stimme war dementsprechend.

SCHLUSSWORT.

Wer über Jagd schreibt befindet sich meist im Zustande des Abbaues seiner jagdlichen Tätigkeit. Ganz so weit bin ich noch nicht gekommen, und es liegt mir daher das Schreiben viel ferner als das Jagen. Es war mir auch oft sehr sauer weiter zu schreiben, nachdem meine noch recht guten Augen die holperigen Sätze aus den holperigen Schriftzeichen herausbuchstabiert hatten, und ich bin zur Überzeugung gekommen, daß ein schöner Satz viel schwerer anzubirschen ist, als eine frei am Felde sitzende Nebelkrähe. Sehr viele Bücher über Jagd enden mit einer Reihe von Ratschlägen über Bekleidung, Ausrüstung, Waffen und Munition. Das sind meist unerquickliche und langweilige Dinge. Wer das Herz am richtigen Fleck hat, macht es so, wie es ihm paßt, und es wird gut sein.

Ich hoffe nur meinen Kindern, Freunden und Lesern in diesen Zeilen das gehalten zu haben, was ich ihnen im Vorwort versprach.

Ich habe nicht bewußt gelogen und sie werden vielleicht zwischen den Zeilen lesen können, daß ich nicht ohne Empfindung Tiere getötet habe, sondern daß im Jagen ein Großteil meines Wesens und meiner Seele liegt oder leider fast schon lag. Haben sie das erfühlt, dann werden sie mir auch verzeihen, daß ich kein Schriftsteller bin.

Weidmanns-Heil!

SCHLOSS KOSMANOS, Č. S. R.

Karl Podstatzky - Lichtenstein : Als Jäger in Heimat und Afrika